

leibniz



Die beste
der möglichen
Welten ...
... prägt.

Stammbaum

**Alte Knochen.
Unsere Vorfahren
und wir.**

Vermächtnis

**Erbgut:
Was liegt in der
Familie?**

Ahnengalerie

**Familienbilder
ändern sich. Auch
in der Malerei.**

02/2017

Familie



Die Crew bestimmt den Kurs. Denn wohin es uns im Leben verschlägt, hängt nicht zuletzt von unserer Familie ab. Sie kann uns über Wasser halten, auch bei Sturm; uns aber auch herunterziehen. Mitunter wählen wir ganz andere Wege als unsere Eltern und Geschwister, auch auf die Gefahr hin, mal baden zu gehen. Die Familie ist ein vielschichtiger Forschungsgegenstand. Woher kommt sie, wie verändert sie sich — und was geschieht, wenn sie fehlt?

Die Redaktion



42



26



12

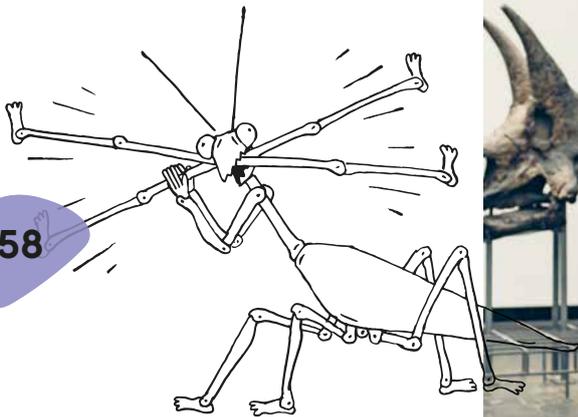


02

74



58



52



04	Neues
07	Das Forschungsobjekt
08	Nur so ein Vorschlag ...
	Schwerpunkt »Familie«
12	Wie die Familie prägt
20	Gespräch: Vater und Sohn
26	Die Familie in der Malerei
34	Familientreffen: Ein Tag in Marburg
42	Geld oder Liebe?
46	Ankunft mit Hindernissen
50	Grafik: Herrscherfamilien
52	Der Knochensammler
58	Tierfamilien — es ist kompliziert
64	Armenien: Antarams Reise
70	(K)Ein Recht auf Auszeit?
72	Die Utopie der freien Liebe
74	Alternativfamilien
80	Epilog
82	Ausstellungen
87	Kalender
88	Bücher
90	Menschen und Projekte
98	Meine Tage mit Leibniz
100	Forschungspolitik: Ein Karriererückblick
104	Meine Welt ...



MENSCHEN DIESER AUSGABE

MOUNIA MEIBORG

»Zwei Menschen zu interviewen, die sich so nah sind, ist etwas Besonderes«, sagte Mounia Meiborg nach ihrem Treffen mit dem Architekten Daniel Libeskind und seinem Sohn, dem Astrophysiker Noam. Manchmal komplettierten die beiden den Satz des Anderen, trotz ihrer völlig verschiedenen Temperamente. »Daniel sprudelt vor Energie und Herzlichkeit, Noam ist nachdenklicher und skeptischer.«

RIIKKA LAAKSO

Die gebürtige Finnin hat die Kolumne »Nur so ein Vorschlag ...« illustriert. Studiert hat sie an der Berliner Universität der Künste in der Meisterklasse des Illustrators Henning Wagenbreth. Wir freuen uns, in Zukunft häufiger mit den Absolventen und Studierenden der Klasse zusammenzuarbeiten!

KAJA SMITH

Mit ihrer Großformatkamera hat Kaja Smith schon eine Handvoll Forscher für uns portraitiert. »Die Leidenschaft für ihre Themen reißt mich jedes Mal mit«, sagt die Fotografin. Einer erzählte, wie er ohne Hut und mit freiem Oberkörper nach Reptilien Ausschau hielt. »Bei 40 Grad — während die Kollegen im Schatten ausharrten.«



04

neues



ENTSCHLÜSSELTE GENOMEEMITTIERENDE HERDEN

Sie gelten als »Klimakiller«. Etwa 1,5 Milliarden Rinder stehen heute auf den Weiden. Beim Verdauen setzen sie Methan frei, ein Gas, das 25-mal klimaschädlicher ist als Kohlendioxid. Künftig werden die Wiederkäuer laut dem Senckenberg Biodiversität und Klima Forschungszentrum und britischen Forschern noch deutlich stärker zur Erderwärmung beitragen. Um mehr als 70 Prozent soll ihr Methanausstoß bis 2050 zunehmen. Dahinter steckt ein Teufelskreis: Durch die steigenden Temperaturen verlieren Futterpflanzen an Nährwert und werden schwerer verdaulich. Die Rinder fressen mehr, verdauen länger — und stoßen mehr Methan aus. Gerade in sich besonders rasant erwärmenden Regionen sollten daher nährstoffreiche Pflanzen kultiviert werden, so die Forscher. Auch der seit Jahren ansteigende Fleischkonsum müsse reduziert werden.

Biogeosciences,
DOI: 10.5194/bg-14-1403-2017*

Klimaschwankungen und Krankheiten setzen Getreidesorten weltweit zu. Der Schlüssel zur Zucht von Arten, die ihnen widerstehen, liegt im Verständnis ihrer Gene. Forscher des Leibniz-Instituts für Pflanzengenetik und Kulturpflanzenforschung in Gatersleben haben nun gleich zwei Getreidegenome mitentschlüsselt: Erstmals identifizierten sie die Sequenz des Roggengenoms. Als Teil eines internationalen Konsortiums entschlüsselten sie nach zehnjähriger Forschung zudem das Gerstengenom. Ihre Erkenntnisse ermöglichen vergleichende Genomanalysen und die Untersuchung wichtiger Gene. Pflanzenzüchtern helfen sie, verbesserte Sorten zu entwickeln. So könnten sie beispielsweise Vorzüge des Roggens, der auch auf nährstoffarmen Böden und bei Trockenheit hohe Erträge liefert, auf Weizen und Gerste übertragen.

The Plant Journal, DOI: 10.1111/tpj.13436 (Roggen); Scientific Data, DOI: 10.1038/sdata.2017.44 (Gerste)

FOLGENSCHWERE MAHLZEIT

Einmal ist keinmal? Zumindest, wenn es ums Essen geht, stimmt das laut Wissenschaftlern des Leibniz-Zentrums für Diabetes-Forschung nicht. Für ihre Studie verabreichten sie gesunden, schlanken Männern ein Palmölgetränk, so fettreich wie zwei Salami-Pizzen. Schon diese einzige Mahlzeit verminderte

die Empfindlichkeit des Körpers für Insulin, Fett lagerte sich in der Leber ein. Die beobachteten Stoffwechselveränderungen gleichen Prozessen bei Patienten mit Typ-2-Diabetes oder einer nicht-alkoholischen Fettlebererkrankung. Die Erkenntnis könnte helfen, die Entstehung der Krankheiten besser zu verstehen.

Journal of Clinical Investigation,
DOI: 10.1172/JCI89444

ERSTER HÖHLENFISCH

Sie misst etwa acht Zentimeter und ist fast völlig farblos, ihre Augen sind nach innen gestülpt. Die Höhlenschmerle ist der erste in Europa entdeckte Höhlenfisch. Forscher des Leibniz-Instituts für Gewässerökologie und Binnenfischerei stießen in einem Unterwassersystem zwischen Donau und Aachquelle auf sie; keine Höhlenfischart lebt weiter nördlich. Die Schmerle muss nach dem Ende der letzten Eiszeit im Alpenraum eingewandert sein, vor maximal 20.000 Jahren. In dieser — evolutionär gesehen — kurzen Zeit hat sie sich zum Höhlenfisch entwickelt. Von ihrer Entdeckung erhoffen sich die Forscher neue Erkenntnisse über derart schnelle evolutionsbiologische Anpassungen.

Current Biology,
DOI: 10.1016/j.cub.2017.02.048

* Der Digital Object Identifier (DOI) führt zur Originalveröffentlichung. DOI-Nummer eingeben auf: www.doi.org

MORALISCHES DENKEN

Von klugen Kindern wird gerne erwartet, dass sie sich besonders anständig verhalten. Studien, die für Jugendliche und Erwachsene einen Zusammenhang zwischen Intelligenz und moralischen Urteilen festgestellt haben, stützen diese Erwartung. Aber halten ihr die Kinder Stand? Nein, sagen Wissenschaftler des Deutschen Instituts für Internationale Pädagogische Forschung. Für ihre Studie ermittelten sie den Intelligenzquotienten von 129 Kindern. Den moralischen Entwicklungsstand erfassten sie, indem sie die Kinder zu Bilderergeschichten befragten, deren Hauptfigur einen Tabubruch begeht. Die Wissenschaftler konnten keinen signifikanten Einfluss der Intelligenz auf das moralische Denken feststellen. Ihre Folgerung: Intelligente Kinder benötigen die gleiche Unterstützung in der Moralentwicklung wie weniger intelligente Altersgenossen.

Frontiers in Psychology,
DOI: 10.3389/fpsyg.2016.01961

HEILENDES LEITSYSTEM

Nervenzellen leiten Millionen Informationen durch den Körper. Besonders wichtig ist dabei ihre Ausrichtung im Gewebe. Bei Verletzungen ist es deshalb entscheidend, dass sich die Zellen im Heilungsprozess räumlich richtig orientieren. Ein künstliches Leitsystem zu entwickeln, das ihnen dabei hilft, ist jedoch kompliziert: Feste Implantate könnten das umliegende Gewebe beschädigen, die Versuche, eine Struktur mit weichen Materialien nachzubilden, scheiterten bislang. Mit dem Biomaterial »Anisogel« konnten Forscher des Leibniz-Instituts für Interaktive Materialien in Zellkulturen nun erstmals Nervenzellen anregen, entlang künstlicher Pfade zu wachsen. Das Gel könnte eines Tages direkt in betroffene Gewebe injiziert werden, zum Beispiel ins Rückenmark.

Nano Letters,
DOI: 10.1021/acs.nanolett.7b01123

ABNORME PROTEINE

Jede Zelle des Körpers trägt unsere komplette DNA in sich. Sogenannte Methylgruppen sorgen dafür, dass aber immer nur die Erbinformationen ausgelesen werden, die für die Entwicklung eines bestimmten Gewebes nötig sind; die Leberzelle etwa wird so zur Leberzelle. Wissenschaftler des Leibniz-Instituts für

Alternforschung — Fritz-Lipmann-Institut haben mit italienischen Kollegen herausgefunden, dass die Methylgruppen auch eine wichtige Schutzfunktion für die DNA erfüllen. Fehlen sie, werden abnorme Proteine produziert, die den Zellaufbau stören. Die Zelle entartet, Krebs kann entstehen. Gelingt es, Methylgruppen gezielt zu freiliegenden DNA-Sequenzen zu transportieren, könnte das die Vermehrung von Krebszellen verhindern.

Nature, DOI: 10.1038/nature21373

VERZERRTE WAHRNEHMUNG

Die Fans rivalisierender Fußballmannschaften mögen sich dieselben Spiele ansehen, aber sie sehen sie durch die jeweils eigene Brille. Das zeigt eine Studie des Leibniz-Instituts für Wissensmedien in Tübingen am Beispiel des Champions League-Finales von 2013. Während Borussia Dortmund und Bayern München um den Titel spielten, analysierten die Forscher die Augenbewegungen von 58 Fans beider Mannschaften. Im Anschluss fragten sie die Probanden nach dem Spielverlauf. Ihr Ergebnis: Gesehen wurde das Spiel zunächst von allen gleich, die Blickbewegungen der Fans waren praktisch identisch. Nach dem Spiel entzweite sich die Wahrnehmung: In der Erinnerung verzerrten die Fans die Partie zugunsten ihrer Mannschaft.

Scientific Reports, DOI: 10.1038/srep43083



Im schummrigen Licht des Gewächshauses hütet *Solanum pennellii* eine alte Rezeptur. Die Wildtomate bildet spezielle Substanzen, die sie vor Insekten schützen. Ihr Nachfahre, die Kulturtomate, hat diese Fähigkeit verloren. Sie ist auf hohe Erträge gezüchtet. Forscher des Leibniz-Instituts für Pflanzenbiochemie untersuchen deshalb den wilden Abwehrcocktail. Ihr Ziel: neue Pflanzenschutzmittel und Tomaten, die beides sind — ertragreich und wehrhaft.



Nur so ein Vorschlag ...

Was passiert, wenn Sie einem Wissenschaftler oder einer Wissenschaftlerin eine Frage stellen, einfach und ergebnisoffen, vielleicht sogar mit Ja oder Nein zu beantworten? Er oder sie wird anfangen, gewissenhaft zunächst das Problem und dann gleich die Lösung zu suchen. Eine einfache Antwort auf eine einfache Frage ist selten. Es wird nachgedacht, gerechnet, geschätzt, abgewogen, nach Fallstricken und Tricks in Form und Formulierung gesucht. Hintergründe werden recherchiert, die Augen zusammengekniffen und scharf nachgedacht. Sie bekommen, fraglos, eine Antwort. Aber ob diese Ihrem vielleicht eher simplen Antwortinteresse entspricht und wann Sie sie bekommen, darauf erwarten Sie jetzt bitte von mir keine konkrete Antwort ...

»

**Mehr Mut
zum Nein.**

«

Dann gibt es jene Fragen, die Wissenschaftler mit Ja beantworten. Damit sagen sie zu: die Teilnahme an Konferenzen, an Projekten, an Begutachtungen, an Podiumsdiskussionen, an Konsultationen, an Delegationsreisen und so weiter. Oder sie bestätigen: Termine, Rahmen- und Förderbedingungen, Anfragen, Zitate.

Das Verantwortungsgefühl in der Wissenschaft ist groß. Das ist der eine Grund für das weit häufigere Ja, ein Grund, der sozusagen Teil der wissenschaftlichen Sozialisation ist und häufig korreliert mit der international eigentlich beispiellosen Förderung von Wissenschaft und Forschung mit öffentlichen Mitteln in Deutschland. Daraus leitet sich — zu Recht! — die Verpflichtung ab, achtsam zu handeln und ansprechbar zu sein. Der andere Grund ist die vielzitierte »Wahrung der Wissenschaft«, also die Reputation, die sich aus der Güte wissenschaftlicher Arbeit und Erkenntnis, aus Publikation und Zitation speist, aber eben auch aus steter Mitwirkung und Präsenz.

Da bleibt die Möglichkeit eines rasonablen Neins manches Mal auf der Strecke. Rasonabel, weil auch der umtriebige Wissenschaftler die Mitwirkung im x-ten Gremium nicht im Sinne der Sache leisten kann. Rasonabel, weil die Förderbedingungen nicht immer im Sinne des Forschungsprojektes sein mögen. Rasonabel, weil Anfragen inhaltlich nicht exakt der eigenen Expertise entsprechen und andere besser geeignet wären für ihre Erledigung.

Mehr Mut zum Nein, etwa zum Nein zur bloßen Opportunität! Das wünsche ich mir manchmal. Und es ist, wie immer, nur so ein Vorschlag: hier und da ein Nein in der Wissenschaft.



Familie



**Die Harmonie ist umso
größer, je größer
eine Verschiedenheit ist,
die gleichwohl auf eine Einheit
zurückgeführt ist.**



Gottfried Wilhelm Leibniz



Wie die Familie prägt



13

**Sie stellt die Weichen, auch schon vor der
Geburt. Was liegt in der Familie?**

Fotos INA SCHOENENBURG

Text LAURA BITTNER, TONI GÄRTNER, MARIA LATOS, DAVID SCHELP & SARA WALTHER



Die Fitness

Die Weichen werden gestellt, wenn wir noch nicht einmal auf der Welt sind. Rauchen, Alkohol oder Stress sind bekannt für ihre negativen Effekte. Und auch die Ernährung der Mutter kann das Kind beeinflussen: Mangelernährte Frauen etwa bringen häufiger sehr kleine Kinder zur Welt, deren Organe nicht vollständig ausgebildet sind. Fettreiches Essen erhöht das Risiko für Übergewicht und Typ-2-Diabetes. Am Deutschen Institut für Ernährungsforschung hat Susanne Klaus herausgefunden, dass es auch die Leistungsfähigkeit beeinflusst. Ausgangspunkt ihrer Forschung sind Studien, die zeigen, dass Menschen mit ähnlichen körperlichen Voraussetzungen sehr unterschiedlich auf Sport reagieren. Bei einigen kommt der Trainingserfolg schnell, bei anderen nie. »Als wären sie resistent gegen Sport.« An Mäusen hat Klaus untersucht, was dahinter steckt. Ihre Versuche zeigten, dass sich eine fettreiche Ernährung in der Schwangerschaft noch bis ins mittlere Alter negativ auf die Muskelzellen der Nachkommen auswirkt. »Eine mögliche Ursache sind epigenetische Veränderungen, der Einfluss von Umweltfaktoren wie dem Essen auf die Gene«, sagt Susanne Klaus. »An einigen Genen haben wir Anzeichen solcher Veränderungen gesehen.« Grundsätzlich könne sich die Ernährung aber auch positiv auf die Stabilität der DNA auswirken. »Die perfekte Diät für das Superbaby wird es aber nie geben.«

Die Sprache

Sie verzögere den Spracherwerb, verstärke Sprachstörungen und verwirre die Kinder. Bis heute gibt es Vorurteile gegen die Mehrsprachigkeit. »Inzwischen wissen wir aber, dass sie nicht zutreffen«, sagt Natalia Gagarina vom Leibniz-Zentrum Allgemeine Sprachwissenschaft in Berlin. »Kinder können sogar davon profitieren, wenn ihre Eltern sie mehrsprachig erziehen.« Mehrere Sprachen eröffnen berufliche Perspektiven, Studien zeigen zudem, dass mehrsprachige Kinder leichter weitere Sprachen lernen. Es gibt sogar Hinweise, dass sie seltener an Demenz erkranken. Ein Selbstläufer ist die Mehrsprachigkeit aber nicht. »Es steckt viel Arbeit dahinter«, sagt Natalia Gagarina. Zunächst, so die Linguistin, sollten klare Ziele gesteckt werden: Soll mein Kind beide Sprachen grob verstehen und sprechen – oder sie auch schreiben und lesen können? »Dann braucht es Unterricht.« Eltern sollten zu Hause die Sprache sprechen, die sie am besten beherrschen, denn mit den Jahren werden die Gespräche anspruchsvoller. »Es ist wichtig, dann eine gemeinsame Sprache zu haben.« Die Kinder sollten außerdem so früh wie möglich die Kita besuchen, um auch die Landessprache permanent zu hören und zu verwenden, denn in der Regel erwerben sie die Grundlagen der Grammatik bis zum dritten Lebensjahr. Auch danach sollten die Eltern ihre Sprachentwicklung kontinuierlich fördern, sagt Gagarina, bis in die Pubertät. »Je jünger ein Mensch ist, desto schneller vergisst er eine Sprache: use it or lose it.«

Das Gewicht

Fast zwei Millionen Kinder in Deutschland leiden unter Übergewicht. Und auch in anderen Ländern Europas nimmt das Problem zu. »Besonders auffällig ist, dass Kinder aus einkommensschwachen Familien mit einem niedrigen Bildungsniveau häufiger übergewichtig sind als Kinder aus wohlhabenderen Familien«, sagt Wolfgang Ahrens vom Leibniz-Institut für Präventionsforschung und Epidemiologie. Fünf Jahre lang begleiteten Wissenschaftler aus 17 Forschungseinrichtungen mehr als 16.000 Kinder in acht europäischen Ländern. Gerade bei jungen Kindern sei der Einfluss der Familie auf die Ernährung und das Gewicht enorm, so Ahrens, der die Studie koordinierte. »Kinder essen, was auf den Tisch kommt. Familienmitglieder ähneln sich daher häufig, was ihren Körperfettanteil angeht.« Heranwachsende etwa, die zu Hause gesund essen, täten das auch sonst eher. Mit dem Alter nehme der Einfluss der Eltern jedoch ab. »Sie müssen deshalb früh auf ihre Kinder einwirken und darauf achten, dass sie ausgewogen essen.« Auch andere Faktoren wirken sich positiv auf das Gewicht aus: ausreichend Schlaf, viel Bewegung und wenig Fernsehen. Ahrens sieht die Politik in der Pflicht: »Stadtkinder brauchen mehr Grünflächen zum Spielen, außerdem brauchen wir eine Steuer auf besonders Zucker- und Fett haltiges.« Fernsehwerbung für solche Lebensmittel sollte tagsüber verboten sein. Kinder ließen sich davon leicht verführen, insbesondere wenn sie zu benachteiligten Gruppen gehören.

16

Die Bildung

Was aus uns wird, ist nicht nur eine Frage der Leistung. Ob wir ein Gymnasium oder eine Realschule besuchen, welchen Beruf wir ergreifen oder wie viel Geld wir verdienen, hängt auch stark davon ab, in welchen Verhältnissen wir aufwachsen. »Der lange Arm der sozialen Herkunft reicht über die Schule hinaus, bis ins Studium und in den Beruf«, sagt Kai Maaz vom Deutschen Institut für Internationale Pädagogische Forschung. Die Wahrscheinlichkeit etwa, dass ein Akademikerkind ein Studium beginnt, ist um ein Vielfaches höher als bei anderen Kindern. Wie können wir die Bildungsschere schließen? Maaz hält es für wenig sinnvoll, die Verantwortung allein auf die Schulen abzuwälzen. »Sie können soziale Ungleichheiten, deren Wurzeln weit zurückreichen, nicht in Gänze ausgleichen.« Die Förderung müsse früher ansetzen. Dabei gehe es zum einen darum, Entwicklungsrückstände und Förderbedarf möglichst früh zu erkennen, um dann individuell anzusetzen. Zum anderen sollten Kinder auch in der Familie gefordert und gefördert werden, beispielsweise durch zusätzliche Bildungs- und Freizeitaktivitäten. Es sei deshalb wichtig, gerade bildungsferne Familien zu unterstützen. »Wir müssen sie als Bildungspartner ins Boot holen«, sagt Maaz. Eine effektive Bildungspolitik müsse das in ihren Angeboten berücksichtigen.



Die Arbeit

Immobilien, Autos, Kunst oder Geld. 400 Milliarden Euro Erbe wandern in Deutschland jedes Jahr von einer Generation zur nächsten. Aber nicht nur Reichtum wird in der Familie weitergegeben. »Auch Arbeitslosigkeit ist vererbbar«, sagt Steffen Müller vom Leibniz-Institut für Wirtschaftsforschung Halle. Mit Kollegen aus Nürnberg hat der Ökonom Daten des sozio-ökonomischen Panels aus den Jahren 1984 bis 2012 ausgewertet. Die Wahrscheinlichkeit, dass junge Männer arbeitslos werden, erhöht sich demnach signifikant, wenn ihr Vater zwischen ihrem zehnten und 15. Lebensjahr ohne Job war. Darüber hinaus sind sie doppelt so lange arbeitslos wie Männer, auf die das nicht zutrifft. Mit jedem zusätzlichen Jahr väterlicher Arbeitslosigkeit erhöht sich die Dauer gegenüber der Erwerbslosigkeit aller jungen Männer um etwa ein Drittel. »Der statistische Zusammenhang ist stark, aber ein kausaler Effekt ist es nicht«, sagt Müller. Nicht die väterliche Arbeitslosigkeit verursache die des Kindes, sondern der geteilte Familienhintergrund. In welcher Gegend wohnt die Familie und wie gehen ihre Mitglieder miteinander um? Welchen Stellenwert hat Bildung zu Hause, und können die Eltern ihren Kindern beim Lernen helfen? »Wenn wir die Jugendarbeitslosigkeit bekämpfen wollen, muss die Unterstützung bei den Söhnen, aber auch in ihrem Umfeld ansetzen.«

Das Alter

Die Hoffnung, das biblische Alter der Großmutter zu erreichen, ist nicht unbegründet. Studien mit eineiigen Zwillingen zeigen, dass unsere Lebenszeit zu etwa einem Drittel in den Genen liegt. Wenn es um die Prozesse im Einzelnen geht, wird es kompliziert: Hunderte Gene und Genvarianten spielen eine Rolle. Gene, die die Lebensspanne verringern oder erhöhen – und solche, die sich verstärken oder abschwächen, wenn sie gemeinsam auftreten. Mit jeder Generation kommen durch Mutationen weitere Varianten hinzu, andere gehen verloren. »Die Wissenschaft versteht bislang nur einen kleinen Teil dieses hochkomplexen Zusammenspiels«, sagt Matthias Platzer vom Leibniz-Institut für Altersforschung – Fritz-Lipmann-Institut. »Wenn mich jemand bittet, sein Genom zu sequenzieren, um ihm seine Lebenserwartung vorherzusagen, muss ich ihn leider enttäuschen.« Aber nicht nur die Gene beeinflussen unser Altern. Zu einem zweiten Drittel wird es durch unseren Lebensstil bestimmt, zum dritten durch unsere Umwelt. »Molekular machen wir dabei den Schritt von der Genetik zur Epigenetik«, sagt Platzer. Es finde eine Art Re-Programmierung zellulärer Prozesse statt. Äußere Einflüsse verändern Bausteine sowie Verpackung der DNA und beeinträchtigen dadurch zum Beispiel die Stabilität des Genoms, die eng mit der Lebensspanne verknüpft ist. Auch in der Familie sind wir solchen Faktoren ausgesetzt: dem Essen zu Hause oder den intellektuellen Anforderungen. Aber auch dem Stress, den es ab und an gibt.



Mit der Kamera hat die Fotografin INA SCHOENENBURG ihre Familie begleitet. Vor der Geburt ihrer Tochter Lou hatte sie ein distanziertes Verhältnis zu ihren Eltern. Das Kind brachte die Familie einander näher.

»
**Familie ist
mehr, als zusammen
abendessen.**

«



Eine Altbauwohnung im Berliner Stadtteil Charlottenburg. Im Wohnzimmer läuft Musik, Cembalo-Sonaten von Johann Sebastian Bach. Der Astrophysiker Noam Libeskind lebt hier mit seiner Familie. Gerade ist sein Vater zu Besuch, der Architekt Daniel Libeskind — ein Stopp zwischen einem Termin in Kenia und Eröffnungsfeiern in Lüneburg, Warschau und Durham. Zwischendurch kommt einer der Enkel herein. Und Nina Libeskind, die Managerin von Studio Libeskind: Noams Mutter, Daniels Frau. Bescheiden bleibt sie im Türrahmen stehen. »Du musst dich nicht verstecken, Mrs. Libeskind«, ruft der Gatte ihr zu. Doch da ist sie schon wieder weg.

LEIBNIZ Herr Libeskind, was sagen Sie, wenn Sie auf einer Dinner-Party gefragt werden, was Ihr Sohn beruflich macht?

DANIEL LIBESKIND Ich sage, er macht etwas, das Sie nicht verstehen werden. Aber ich kann erklären, worum es grob geht: um das Universum, den Kosmos.

Verstehen Sie es denn selbst?

DANIEL Machen Sie Witze? Ich verstehe, was ein siebenjähriges Kind verstehen würde.

NOAM LIBESKIND Ach, komm. Das hieße ja, dass wir Wissenschaftler einen schlechten Job machen und es nicht richtig erklären. Man kann Menschen aber sehr viel erklären, in Geschichten verpackt: Galaxien, Sterne, Umlaufbahnen.

DANIEL Als ich deine Doktorarbeit gelesen habe, dachte ich ja auch, dass ich ganz viel verstehe. Das war in den ersten drei Absätzen. Danach tauchten Formeln auf. Dann war es vorbei.

Auf den ersten Blick scheint es sehr unterschiedlich, was Sie machen: Noam, Sie arbeiten wissenschaftlich und erforschen etwas sehr Altes. Daniel, Sie arbeiten künstlerisch und schaffen etwas Neues.

NOAM Klar, Astrophysik und Architektur sind zwei völlig verschiedene Felder. Aber sie erfüllen vielleicht eine ähnliche Funktion für die Gesellschaft. Die Leute fragen uns Astrophysiker immer nach unserer Sicht auf die Welt, sie wollen etwas über die Menschheit erfahren. Mein Vater hat gerade ein Buch von mir gelesen und meinte, dass wir Astronomen mehr mit Theologie spielen als irgendwer sonst. Ähnliches gilt für die Architektur. Architekten haben Kathedralen gebaut. Dort suchen Menschen Antworten auf Fragen nach Transzendenz.

DANIEL Es geht in beiden Berufen um unseren Platz in der Welt. Noam hat in einem wissenschaftlichen Aufsatz eine Zeichnung gemacht, die unseren Standort im Kosmos zeigt: einen winzigen Punkt inmitten komplexer Linien. Das gleicht in gewisser Weise dem, was ich mache, wenn ich ein Gebäude in einer Stadt platziere. Wir arbeiten beide mit Raum und Zeit.

NOAM Und mit Licht! Wir Astronomen sind besessen vom Licht. Alles, was wir vom Universum mit seinen Milliarden Sternen und Galaxien wahrnehmen können, sind winzige Teile von Photonen. Von diesen Krümeln ausgehend müssen wir versuchen, alles zu verstehen. Und Licht ist ja auch eines der wichtigsten Elemente in einem Gebäude.

DANIEL Es ist das Schlüsselement meiner Entwürfe.

Mit Noam haben Sie sogar eine Leuchte entworfen. Ihre Frau Nina leitet Ihr Architekturstudio, Ihr Sohn Lev war Chef Ihres Büros in Mailand, mit Ihrer Tochter und Noam planen Sie eine Ausstellung in Schottland. Sie arbeiten gerne mit Familienmitgliedern zusammen?

DANIEL Ja, das ist im Grunde ein mittelalterliches Prinzip. Ich versuche immer, Noam davon zu überzeugen, dass er für mich arbeitet. Meine Frau habe ich mir geschnappt und ihr gesagt, dass ich ohne sie nichts hinbekomme. Sie hat ihre Karriere für unsere Sache geopfert. Zuvor hatte sie unter anderem für eine sozialdemokratische Partei in Kanada und als Gewerkschafterin gearbeitet.

NOAM Meine Eltern führen eine einzigartige Beziehung. Als wir 1989 nach Berlin zogen, weil mein Vater das Jüdische Museum bauen sollte, hatte er keine Ahnung, wie man so ein großes Projekt umsetzt. Da haben sich meine Eltern zusammengetan.

Ist die Arbeit an gemeinsamen Projekten auch eine Möglichkeit, die Familie um sich zu versammeln?

DANIEL Ich plane das nicht, es passiert einfach. Wenn du Glück hast, bist du den Menschen in deiner Familie nahe. Dann trifft man sich nicht nur zum Abendessen, sondern auch, um gemeinsam kreative Dinge zu tun.

Das dürfte aber in den wenigsten Familien der Fall sein.

DANIEL Früher war es ganz normal. Auf einem Bauernhof arbeitete die ganze Familie zusammen. Heute ist es ein Glück, wenn man Arbeit und Familie verbinden kann.

Noam, haben Sie je daran gedacht, Architekt zu werden?

NOAM Nein, nicht wirklich. Auch wenn ich im Büro meines Vaters aufgewachsen bin. Und ich habe eine architektonische Erziehung genossen: Wir sind in erster Linie in den Urlaub gefahren, um Gebäude anzusehen. Als Kind habe ich das gehasst, aber im Nachhinein war es fantastisch. Wir haben tolle Bauten gesehen und gelernt, sie wertzuschätzen. Mich hat immer der mathematische Aspekt von Architektur interessiert. Mein Vater hat mit dem Ingenieur Cecil Balmond zusammengearbeitet. Er hat mich mit seinem Interesse für Mathematik angesteckt. Da war ich 14 Jahre alt.

Ist es eher Bürde oder Privileg, einen berühmten Vater zu haben?

NOAM Ich höre diese Frage oft. Ich bin sehr stolz auf meinen Vater und das, was er erreicht hat, als Bürde habe ich es nie empfunden. Für mich ist er in erster Linie mein Vater.

Haben Sie sich mit ihm gemessen, gab es Konkurrenz?

NOAM Nein. Ich habe inzwischen selbst zwei Söhne. Ich glaube, sie konkurrieren miteinander, aber nicht mit mir. Ich bin eher der Schiedsrichter.

DANIEL Es hilft natürlich, dass wir in unterschiedlichen Bereichen arbeiten. Ich kann nur davon träumen, Noams mathematische Fähigkeiten zu besitzen. Das ist ein Talent, mit dem man geboren sein muss.

Sie sind ganz anders aufgewachsen als Ihre Kinder, in großer Armut.

DANIEL Ich war der erste in meiner Familie, der eine akademische Bildung erhielt. Meine Eltern waren Arbeiter in einer Fabrik. Sie gehörten der Holocaust-Generation an.

NOAM Es ist Wahnsinn, was sich innerhalb einer Generation verändert hat. Meine Frau bekam, als unsere Kinder hier in Deutschland geboren wurden, Bluttests und Ultraschalluntersuchungen. Mein Vater wurde in einem Flüchtlingscamp geboren.

DANIEL Es war ein Asyl für Obdachlose. Meine Eltern waren gerade dort angekommen, nach ihrer Zeit im sibirischen Gulag. Sie haben neun Monate gebraucht, um nach Polen zurückzukehren. An dem Tag, an dem sie ankamen, wurde ich geboren. Meine Mutter besaß noch nicht mal Schuhe.

Als Jugendlerner kamen Sie nach Israel und lebten zwei Jahre in einem Kibbuz, wo Sie in einem Schlafsaal übernachteten, wie es damals in vielen Kibbuzim üblich war.

DANIEL Das war meine einzige Erfahrung mit dem Kommunismus und sie war furchtbar. Ich wurde von meinen Eltern getrennt und mit anderen Kindern meines Alters zusammengesteckt. Was für eine verrückte Idee! Seitdem habe ich eine Allergie gegen Ideologien und »-ismen« jeder Art.

Hat das die Erziehung Ihrer Kinder beeinflusst?

DANIEL Ich wollte nie, dass sie Teil eines Kollektivs sind. Sie sollten Individuen sein, mit ihren eigenen Träumen. Und sie sollten unabhängig werden; vielleicht auch durch liebevolle Vernachlässigung. Meine Eltern waren auch etwas nachlässig mit mir. Im Nachhinein hat mir das nicht geschadet.

NOAM Als Elternteil sucht man ja immer nach dem richtigen Maß. Man will nicht zu viel Druck erzeugen, aber auch nicht zu wenig. Will sich nicht zu viel einmischen, aber auch nicht zu wenig.

»
**Meine Kinder
sollten ihre eigenen
Träume haben.**

« DANIEL LIBESKIND



»
**Für mich ist
er in erster Linie
mein Vater.**

« NOAM LIBESKIND



24

Oben: Das Jüdische Museum in Berlin und der Einsteinurm in Potsdam. Rechts: In Noam Libeskind's Wohnung in Charlottenburg.

DANIEL Mit anderen Worten: Die Welt geht an zwei Dingen zugrunde — Ordnung und Unordnung.

Sie haben das Nomadentum als Erwachsener fortgeführt und an Ihre Kinder weitergegeben. Noam, Sie sind unter anderem in Detroit, Toronto, Helsinki, Mailand und Berlin aufgewachsen. Wie hat Sie das geprägt?

NOAM Als Kind war das für mich ganz normal. Es war keine große Sache: Okay, wir ziehen um. Gerade als ich älter wurde, fand ich es sogar ziemlich cool. Niemand weiß etwas über dich und du kannst dich neu erfinden. Als ich kleiner war, acht oder neun Jahre alt, fand ich es aber schwierig. Du musst neue Freunde finden, eine neue Sprache lernen.

DANIEL Wir sind 18-mal mit den Kindern umgezogen, manchmal über den Atlantik. Das ist schon verrückt. Wenn meine Kinder das mit meinen Enkeln machen würden, würde ich ihnen vorwerfen, sie seien verantwortungslos.

Sehen Sie sich als dauerhafte Immigranten oder eher als Weltbürger?

NOAM Ich fühle mich an vielen Orten auf der Welt wohl und an anderen weniger.

DANIEL Ich denke, die Vorstellung von einem Boden, zu dem man gehört, ist trügerisch. Wir sind alle Gäste in einem gigantischen Hotel. Ich arbeite überall auf der Welt. Und überall haben die Menschen dieselben Wünsche: Sie wollen ein Zuhause, Ruhe, Blumen, gute Luft. Und sie wollen, dass ihre Kinder in einer egalitären Gesellschaft aufwachsen. All die Diskussionen darüber, wer Immigrant ist oder wer Flüchtling, sind doch eigentlich Nonsense.

Sie haben sich beide gegen das Einreiseverbot des US-Präsidenten Donald Trump für Menschen aus muslimisch geprägten Ländern ausgesprochen.

DANIEL Natürlich! In meinem Büro arbeiten Menschen aus Saudi-Arabien, aus der Türkei, aus Jordanien und den palästinensischen Gebieten. Kreativität braucht keine Visa. Dieses Gesetz ist unumwundene Diskriminierung.



NOAM Die Politik dieser Regierung bekämpft alles, wofür Wissenschaft steht. Wissenschaft schreitet nur voran, wenn man zusammenarbeitet. Die Regierung versucht die Brücken, die die Wissenschaft geschlagen hat, einzureißen.

Reden Sie zuhause viel über Politik?

DANIEL Natürlich. Meiner Frau fließt Politik in den Adern, sie kommt aus einer politischen Familie.

NOAM Und meine Frau arbeitet in der Politik, als Referentin.

Ist Familie in diesen politisch turbulenten Zeiten eine Zuflucht?

DANIEL Auf jeden Fall. Es ist ein Glück, eine Familie zu haben, in der man sich nah ist. Obwohl Familien natürlich nie perfekt sind.

NOAM Wenn man in politischer Hinsicht völlig deprimiert ist, ist es schön, sein Kind in den Arm zu nehmen. Aber es ist auch erschreckend, wenn ich darüber nachdenke, welche Welt die Kinder von uns erben könnten. Mein Vater ist da optimistischer als ich.

DANIEL Du bist eben ein Wissenschaftler und musst der Logik folgen.

DANIEL LIBESKIND

gehört zu den bekanntesten Architekten und Stadtplanern der Welt. Die Entwürfe seines Studios zeichnen sich durch eine erzählerische Formensprache aus, die oft auf Symbole jenseits der Architektur verweist. Zackige Formen, scharfe Winkel und viel Licht kennzeichnen seine Bauten. Zu den bekanntesten gehört das Jüdische Museum in Berlin. Auch das One World Trade Center in New York geht auf einen Entwurf von Libeskind zurück.

NOAM LIBESKIND

forscht seit 2008 in der Arbeitsgruppe Kosmologie und Großstruktur des Potsdamer Leibniz-Instituts für Astrophysik. Er studierte Mathematik und Theoretische Physik in New York, London und Cambridge, bevor er an der Universität von Durham promoviert wurde. Das Thema seiner Doktorarbeit: die Entstehung von Satellitengalaxien und Schwarzen Löchern.

Ahnengalerie

26



BERNHARD STRIGEL: MARIA MIT KIND, 1505/06

Familienbilder wandeln sich — auch in der Malerei. Ein Gang durch die Epochen mit Sonja Mißfeldt vom Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg.

Text SONJA MISSFELDT



ERHARD SCHWETZER: FAMILIENBILD, 1541

Ab dem Mittelalter war die Kirche der wichtigste Auftraggeber für Kunst. Darstellungen der Familie bezogen sich deshalb meist auf die Heilige Familie. Bernhard Strigel malte Maria mit Kind, durch Goldnimbren hervorgehoben. Im Hintergrund hobelt Joseph an der Werkbank. Rund 30 Jahre später zeigte Erhard Schwetzer eine vergleichbare Szene — nur ohne Heiligenschein. Dennoch steht das Motiv ikonografisch in der Tradition der Darstellung Marias mit Jesuskind und Johannesknaben. Denn es gibt versteckte Hinweise: Die Lilien in der Vase symbolisieren die Jungfrau Maria, der Stieglitz auf dem Tisch verweist auf Christus.



DANIEL PREISLER: SELBSTBILDNIS IM KREISE DER FAMILIE, 1665

Eine Familie »einfach so« darzustellen, war auch zu Daniel Preislers Zeit unmöglich. Sie wäre nicht bildwürdig gewesen. Dieses biografische Dokument spiegelt deshalb zugleich das Ideal christlichen Familienlebens wider. Das Motiv von Mutter und Kind erinnert an Marienbilder. Die Zusammengehörigkeit der Familienmitglieder wird durch die Darstellung der fünf Sinne betont: Der Spiegel in der Hand des vordersten Kindes verkörpert den Gesichtssinn, der Apfel den Geschmack, die Blume den Geruch, der pickende Vogel den Tastsinn. Die Laute steht für das Gehör, ihr Stimmen für familiäre Eintracht und Harmonie.



JOSEF ABEL: REICHSGRÄFIN VON FRIES MIT IHREN ÄLTESTEN KINDERN, 1811

Josef Abels Gemälde ist ein sehr frühes Beispiel für ein »echtes« Familienbildnis. Es wirkt wie ein Schnappschuss, das kleinste Kind etwa blickt wie zufällig nicht zum Betrachter. Auch das Thema des Bildes ist aus dem Leben gegriffen: Maria Theresia Josepha Reichsgräfin von Fries galt ihren Zeitgenossen als außergewöhnlich fürsorgliche Mutter und war berühmt für die Hingabe, mit der sie sich ihren Kindern widmete. Und so repräsentiert das Bildnis auch ganz allgemein die mütterliche Liebe.



BENJAMIN VAUTIER: DER HAUSLEHRER, 1865

Vautier zeigt eine großbürgerliche Familienszene. Man hat es zu etwas gebracht — kann sich sogar einen Hauslehrer leisten. Im Gegensatz zur Schlichtheit biedermeierlicher Interieurs gibt sich das zu Wohlstand gekommene Bürgertum distinguiert: Die Wand ist mit einer Seidentapete bespannt, auf der ein barockes Gemälde mit Goldrahmen prunkt, die Einrichtung enthält Elemente des damals beliebten »altdeutschen Stils«. Zwei chinesische Vasen vor dem hohen Spiegel bringen einen Hauch Exotik ins Heim.



HANNAH HÖCH: GEBURT, 1921

Eine langjährige und höchst komplizierte Liebesbeziehung verband Hannah Höch und ihren Künstlerkollegen Raoul Hausmann. Sie wollte Kinder, er nicht. Er führte parallel zwei weitere Beziehungen, sie nicht. Hausmann verließ Höch schließlich, heiratete eine seiner Affären und bekam ein Kind mit ihr. Höch blieb ihr Leben lang kinderlos und verarbeitete dieses Thema in diesem Aquarell und weiteren Arbeiten. Dabei sah sie die Frau nicht als »große Mutter«, wie viele ihrer männlichen Kollegen. Stattdessen schildert sie den Geburtsvorgang in expressiven Farben als kräftezehrende Prozedur, bei der die Frau sich weitestgehend selbst überlassen ist. Es gibt wohl kaum ein radikaleres Bild von Mutter und Kind.



FRIDA KAHLO: MY GRANDPARENTS, MY PARENTS AND I, 1936

Frida Kahlo zeigt sich in diesem Bild gleich zweimal: einmal als Ungeborenes im Bauch der Mutter, einmal als Kleinkind, das ein rotes Band in den Händen hält. Wie die Zweige eines Stammbaumes verbindet es ihre engsten Angehörigen. Links verläuft es zur mexikanischen Mutter und deren Eltern, rechts zum in Deutschland geborenen, jüdischen Vater und über das Meer zu seinen Eltern. Kahlo verfolgte die politische Entwicklung im Heimatland ihres Vaters genau. Das Bild entstand nur wenige Monate, nachdem die »Nürnberger Rassengesetze« die Heirat zwischen Juden und Nicht-Juden verboten hatten.



GERHARD RICHTER: FAMILIE SCHMIDT, 1964

Eine Familie — Vater, Mutter, zwei Kinder — hat es sich auf einem Sofa bequem gemacht. Ein klassisches Fotomotiv, das in ähnlicher Form sicher in vielen privaten Alben zu finden ist. Doch Richter fotografierte die Familie nicht, er malte sie. Als Vorlage diente ihm, wie für viele andere Werke, eine Fotografie. Das Motiv übertrug er, verwischte aber die Konturen, sodass der Eindruck von Unschärfe entsteht. Die Individuen sind nicht mehr zu erkennen. Aus *der* Familie Schmidt wird *eine* Familie Schmidt, die für den Prototyp der deutschen Nachkriegsfamilie steht.

Zeit-





35

Wie bekommt man zwei Forscherjobs, zwei Kinder, das Taekwondo-Training und die Reitstunden unter einen Hut? Ein Tag mit Familie Brzezicki.

Text SEBASTIAN KRETZ Fotos FABIAN ZAPATKA

frage



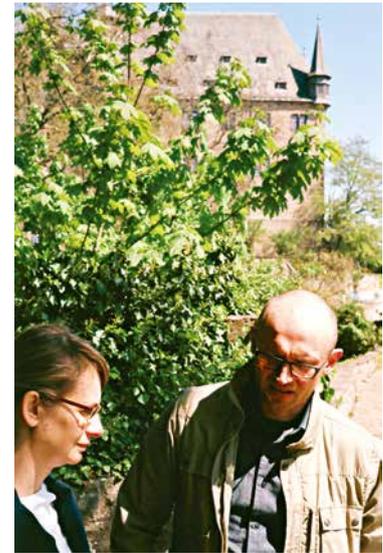
36

»
Wenn Ida mit dem Schulbus fährt, gewinnen wir fünf Minuten.

« SŁAWEK BRZEZICKI

7:30 Uhr, im Haus der Familie Brzezicki am Ortsrand von Schönbach bei Kirchhain bei Marburg: Ida, sechs, muss noch die Zähne putzen. Kuba, acht, hat schon seine sehr bunten Turnschuhe an. Sławek, der Vater, ist in Gedanken womöglich schon bei den Kirchen und Schlössern Kleinpolens, überwacht aber auch die Mundhygiene seiner Tochter. Ksenia, die Mutter, setzt noch einen Tee auf, bevor sie das dunkelblaue Sakko überzieht, in dem sie später an einer »digitalen Forschungsinfrastruktur« arbeiten wird, einer komplexen Datenbank zur Erfassung und Bebilderung ostmitteleuropäischer Kunstdenkmäler.

Zwei Berufe plus Kinder sollen unter einen Hut. Das ist Alltag, für die Familie Brzezicki, aber auch — in ähnlicher Form — für hunderttausende weitere Familien in Deutschland. Es ist aber noch nicht so sehr Alltag, dass da keinerlei Hürden mehr zu überwinden wären. Im Vergleich zu früheren Jahrzehnten hat die Politik in Deutschland zwar viel dafür getan, dass sich diese Herausforderung meistern lässt, hat etwa das Elterngeld eingeführt und die Zahl der Krippenplätze innerhalb von zehn Jahren mehr als verdoppelt. Seitdem verlaufen gewissermaßen Gleise durch frühere Wildnis; auf ihnen können Familien ihren Alltag organisieren. Aber den konkreten Fahrplan müssen sie selbst entwerfen: Wer bringt die Kinder in die Kita? Wer holt sie von der Schule



ab? Wer bleibt zuhause, wenn sie krank sind? Wer steckt notfalls im Beruf zurück?

Wissenschaftlern (sofern ihnen keine C4-Professur vergönnt ist) fällt dieser Spagat nicht leichter als Angestellten in der Privatwirtschaft. An den Hochschulen sind ihre Verträge zu 93 Prozent befristet, an außeruniversitären Einrichtungen sind es 84 Prozent. Um freie Stellen konkurrieren Forscher aus aller Welt; wer umgekehrt eine attraktive Position sucht, bewirbt sich international. Und stets herrscht der Druck, Fachartikel zu veröffentlichen und die eigene Institution auf Tagungen zu repräsentieren.

Umso spürbarer ist dieser Druck, wenn beide Elternteile im akademischen Betrieb arbeiten. Wie also bekommt man in der Praxis beides unter einen Hut: Forscherkarriere und Kinder?

Ksenia Stanicka-Brzezicki ist Kunsthistorikerin, sie hat ihre Doktorarbeit über schlesische Künstlerinnen im 19. und 20. Jahrhundert geschrieben. Sławomir Brzezicki, kurz: Sławek, ebenfalls Kunsthistoriker, arbeitet auf einer halben Stelle an einem neuen Band des »Dehio«, einem Handbuch bedeutender Bau- und Kunstdenkmäler. Beide sind Anfang Vierzig, stammen aus Schlesien und forschen am Marburger Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung. Seit der Jahrtausendwende sind sie von Marburg nach Wrocław

gezogen und wieder zurück, dazwischen wurden Jakob, genannt Kuba, und Ida geboren.

»Es ist schön, dass wir beide eine Stelle in der gleichen Stadt haben«, sagt Ksenia. »Das war nicht immer so.« Vier Jahre lang ist Sławek im Zweiwochentakt zwischen Marburg und Wrocław gependelt, wo Ksenia nach ihrer Promotion eine Stelle hatte. Hilfreich sei auch, dass sie ihre Arbeitszeiten – um eine Kernphase herum – flexibel einteilen könnten. »Trotzdem brauchen wir jeden Abend zehn Minuten, um zu besprechen, wie wir den nächsten Tag organisieren.«

An diesem Mittwochmorgen, acht Uhr, steigen alle vier in einen SUV mit niederschlesischem Kennzeichen; gute fünf Minuten später rollt er auf einen Parkplatz im benachbarten Großseelheim. Kuba verschwindet im wenige Schritte entfernten Schulgebäude, Ida bringen die Eltern in die Kita gleich gegenüber.

Das ist auch ein bisschen Glück: dass beide Kinder den Tag beinahe am gleichen Ort verbringen, dass der Große nach der Schule bei seiner Schwester in der Kita warten kann, wenn den Eltern etwas dazwischen kommt.

Glück ist es auch, zumindest in diesem Zusammenhang, dass Ksenia und Sławek am selben Ort arbeiten. Das spart eine Fahrt, und jede eingesparte Fahrt senkt den Stresslevel. »Wenn Ida im Sommer in die Schule kommt und mit



38

dem Schulbus fahren darf, gewinnen wir morgens fünf Minuten«, sagt Sławek. »Wir werden eine Espressomaschine kaufen, um die Extrazeit zu genießen.«

Vielleicht ist es sogar Glück, in einem beschaulichen Städtchen zu arbeiten und nicht in München oder Hamburg, wo sich allmorgendlich der Speckgürtel ins Zentrum zwängt. Nach Marburg kommt man reibungslos, mühsam sind allenfalls die Serpentina, die zum Schlosspark hinaufführen. Da liegen die Institutsgebäude, so abgelegen, dass bis zehn Uhr Essen bestellen sollte, wer nicht vorgekocht hat (was Ksenia und Sławek praktisch nie passiert, weil der Dorfbäcker ihnen seine Arbeitsstube regelmäßig für eine Vorratsproduktion Piroggen überlässt).

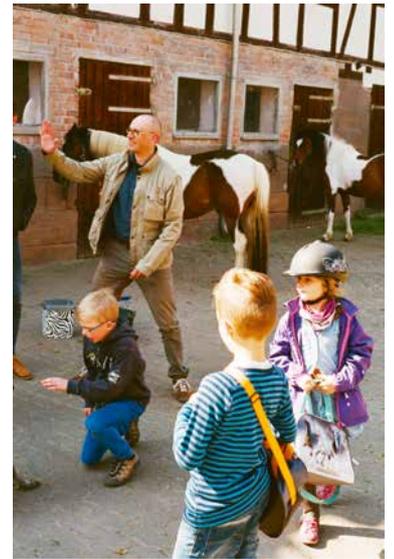
In einem der wichtigsten Räume des Instituts verschwinden die Wände hinter Reihen und Reihen und Reihen von Ordnern. Ksenia streift weiße Handschuhe über und hebt mit den Fingerspitzen eine Grundrisszeichnung des herzoglichen Schlosses im niederschlesischen Brzeg an. Das ist der Schatz, auf den sie ihre Arbeit gründet: Dokumentationen preußischer Provinzialkonservatoren, abfotografierte Dokumente der deutschen Bevölkerung im Baltikum, Luftbilder von Aufklärungsflügen, Pressefotos aus der Nachkriegszeit. Eine Million Aufnahmen umfasst das Institutsarchiv. Tausende davon sind bereits in der hauseigenen Bilddatenbank ver-

füßbar. Ksenias Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, dass weitere bald zusammen mit den Bildbeständen europäischer Partnerinstitutionen online zugänglich sind. In der Bibliothek lagert die größte deutsche Sammlung von Fachliteratur über Polen, Tschechien, die Slowakei, die baltischen Staaten und die russische Exklave Kaliningrad.

Sławek steigt ein Stockwerk empor und dann noch eins, witzelt beiläufig, seine besten Freunde seien die Fledermäuse, was nicht zuletzt deshalb lustig ist, weil es der Wahrheit nahe kommt: Die Tür gegenüber seiner Kemenate führt zum Dachstuhl, den ein Schild als »Fledermausquartier« ausweist. Das Dehio-Handbuch, dessen polnische Edition Sławek entwickelt und als einer von mehreren Autoren mit Artikeln füllt, ist so etwas wie die Enzyklopädie der Kunsthistoriker. 24 Bände allein für Deutschland, sortiert nach Regionen. Polen ist nur um ein Achtel kleiner als Deutschland, und bisher ist allein Schlesien erfasst. Gerade bearbeitet Sławek die Region Klempolen, vier weitere Bände und eine Ausgabe für die baltischen Staaten sollen folgen. »Vom Material her reicht das bis zur Rente.«

Das Problem, das Marburger Kunsthistoriker so gut kennen wie jeder Wissenschaftler weltweit, der nicht gerade Ingenieur ist oder Informatiker, lautet: Erforschenswertes gibt es immer — es sind die Stellen, an denen es fehlt.

Jede eingesparte Fahrt senkt den Stresslevel.



Ślawek und Ksenia können sich darauf verlassen, dass das Institut sie bis September beschäftigt, wenn es gut läuft, auch ein paar Jahre länger. Vielleicht aber auch nicht. Jedenfalls hat, wenn auf einer Akademiker-Jobbörse ein Angebot eingestellt wird, das halbe Haus ein Gesprächsthema. Ślawek: »Den Stellenmarkt zu scannen, gehört zum Tagesgeschäft.«

Essen aber auch. Weil am Herder-Institut das östliche Mitteleuropa erforscht wird, sind in der Gemeinschaftsküche ziemlich viele mit den Feinheiten der polnischen Küche vertraut. Deshalb bricht, noch bevor der letzte Bissen verspeist ist, eine Diskussion darüber aus, ob Ksenias und Ślaweks mit Quark und Kartoffeln gefüllte Teigtaschen nun *pierogi ruskie* sind oder *pierogi leniwe* — russische oder »faule« Piroggen, die dem Namen nach doch eigentlich leer sein müssten. Ksenia entscheidet sich schließlich für die diplomatische Aussage, in ihrer oberschlesischen Heimat gelte ohnehin nur als essbar, was Fleisch enthalte.

Was die Vereinbarkeit von Familie und Beruf betrifft, ist es hilfreich, wenn es eine Gleichstellungsbeauftragte gibt: Als Ślawek, wegen seiner halben Stelle für den werktäglichen Kinderdienst zuständig, einmal einen wichtigen Workshop verpasste, weil dieser erst am späten Nachmittag begann, konnten sich die beiden an sie wenden. »Das wurde ernst genommen«, sagt Ksenia. »Seitdem liegen wichtige Termine



40

»
**Es ist schön,
 eine Stelle in der
 gleichen Stadt
 zu haben.**

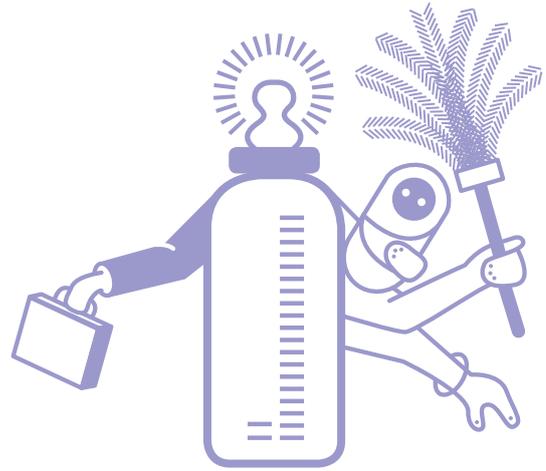
« KSENIA STANICKA-BRZEZICKI



in der Kernarbeitszeit.« Für unvorhergesehene Zwischenfälle, etwa schulfreie Tage, gibt es am Herder-Institut ein Eltern-Kind-Zimmer mit Spielzeug und Schreibtisch.

Um kurz nach drei lenkt Stawek den Wagen wieder auf den Parkplatz der Kita. Kurzer Zwischenstand: Bisher steht er, soweit sich das von außen beurteilen lässt, keinesfalls kurz vorm Nervenzusammenbruch. Seiner Frau zufolge bleibt er auch dann noch gelassen, wenn abends um zehn der nächste Tag noch nicht geplant ist. Und auch die Kinder betätigen sich an diesem Mittwoch nicht als Brandbeschleuniger, was Familienstress angeht. »Ich weiß jetzt alles über Schäferhunde«, spricht Kuba. Ida erzählt, dass sie gelernt hat, was man macht, falls man unterwegs mal seine Eltern verliert. Eine Viertelstunde später klettert sie schon wieder vom Rücksitz auf den Hof einer Ponyschule, wo ihr Scheitel unter einem schwarzen Helm verschwindet und erst nach der Reitstunde wieder auftaucht.

Ein Teil der Hektik, die den Alltag vieler Familien bestimmt, ist auch selbstgemacht. Es soll ein Leben jenseits von Schule und Arbeit geben. In der Familie Brzezicki bedeutet das, jedenfalls dienstags und mittwochs: Direkt nach Idas Reitstunde fährt Stawek beide Kinder zum Taekwondo-Training, was sich wiederum im knapp 15 Kilometer entfernten Marburg abspielt. Dazu kommt montags Kubas Fußball-



training und dienstags Idas Turnunterricht. »Wir wollen nicht auf Hobbys verzichten, nur weil wir eine Familie sind«, sagt Sławek. Er selbst fährt Mountainbike und lernt die israelische Selbstverteidigungstechnik Krav Maga. Ksenia nutzt das Sportangebot im Dorfgemeinschaftshaus.

Auf dem Linoleumboden der Turnhalle hebt Kuba ab und fährt das Bein in Richtung seines Gegenübers aus: Privatunterricht bei der Chefin; bald will er die Prüfung für den grünen Gürtel ablegen. Noch hat er nicht bemerkt, dass an der Seitenlinie neben Sławek, dem Feierabend sei Dank, jetzt auch Ksenia steht. »Viel Freizeit bleibt als Mutter mit einer vollen Stelle nicht«, sagt sie. »Wenn wir abends gegessen haben und ich die Kinder ins Bett gebracht habe, fehlt mir manchmal die Kraft, noch mal rauszugehen.«

Den Nachwuchs großzuziehen und gleichzeitig zu arbeiten — das ist wohl auch heute noch nicht ohne ein gewisses Maß an Erschöpfung möglich. Aber die Familie Brzezicki hat sich etwas Wertvolles bewahrt: Ihr Alltag zerfasert nicht auf getrennten Wegen. Sich mehrmals in der Woche, wenn sozusagen das Tagwerk erledigt ist, zu treffen, gemeinsam nach Hause zu fahren, den Abend miteinander zu verbringen — das wiederum ist weder dem Glück noch der Gleichstellungsbeauftragten geschuldet.

Das muss man, als Familie, einfach nur wollen.

ARBEITSTEILUNG

Hausarbeit und Familie sind in Deutschland noch immer Frauensache. Und das, obwohl sich laut einer Studie des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung ein Drittel der Mütter und 42 Prozent der Väter eine gleichberechtigte Aufteilung von beruflichen und familiären Aufgaben wünschen. Tatsächlich reduzieren Frauen öfter die Zahl ihrer Arbeitsstunden und sind deutlich länger in Elternzeit, im Schnitt 19 Monate. 83 Prozent der Väter nehmen keine oder höchstens zwei Monate Elternzeit in Anspruch. Ob Eltern ihren Wunsch nach geteilter Arbeit umsetzen können, hängt stark davon ab, ob Unternehmen Familienfreundlichkeit mit Gleichstellungszielen verbinden und Voll- und Teilzeitmodelle ohne Karrierenachteile anbieten. Derzeit arbeiten nur rund 20 Prozent aller Eltern in solchen Unternehmen.



Geld oder Liebe?

Ob wir Kinder kriegen, zusammenbleiben oder uns trennen, ist auch eine Frage des Geldes. Die Familie ist daher in den Fokus der Ökonomie gerückt.

Text ARIANE BREYER Illustrationen LAURA LÜNENBÜRGER

Fragt man Ehepaare, was sie bewogen hat, zu heiraten, sprechen sie meist über die Liebe. Über das Bedürfnis, sich zu jemandem zu bekennen, oder von dem Wagnis, sich für immer festzulegen. Davon, dass sich »meine Freundin« oder »mein Freund« irgendwann falsch anhörte.

Von Steuervorteilen sprechen sie selten. Dabei sind die nicht zu verachten, allein das Ehegattensplitting kann ein paar Tausend Euro jährlich in die Haushaltskasse spülen. Aber wenn es um Liebesdinge geht, will sich keiner beim Sparen erwischen lassen. Ob man sich verliebt, heiratet, Kinder bekommt, ob man dann auch zusammenbleibt — all das gilt als persönliche Herzensentscheidung. Dass es auch mit Geld zu tun hat, blenden wir gerne aus. Doch stünde man finanziell schlechter (oder besser) da, fielen diese Entscheidungen womöglich ganz anders aus.

»Für uns Ökonomen ist die Institution der Familie deshalb unheimlich interessant«, sagt Helmut Rainer. Am Münchner ifo Institut untersucht er, wie sich wirtschaftliche Unsicherheit auf sie auswirkt: Was geschieht mit der Geburtenrate, wenn der Arbeitsmarkt kriselt? Welchen Effekt hat es auf unsere Beziehungen, wenn die Hauspreise steigen? Für die Wirtschaftswissenschaft sind solche Fragen relativ neu, zuletzt rücken sie aber vermehrt in den Fokus. »Ob man heiratet, Kinder bekommt und wie man in sie investiert,

wird von der Wirtschaft beeinflusst«, sagt Rainer. »Und es wirkt wieder auf sie zurück.«

In Krisenzeiten heiraten weniger Paare. Es lassen sich aber auch weniger Paare scheiden. Wirtschaftswissenschaftler erklären das damit, dass der Versicherungswert einer Beziehung in unsicheren Zeiten steigt: Die Gefahr, ganz ohne Job da zu stehen, ist zu zweit geringer als alleine.

Auch ob ein Paar Kinder bekommt, ist zumindest in Teilen eine ökonomische Frage. Wer mit einem befristeten Arbeitsvertrag ins Berufsleben startet, hat laut einer Studie des ifo Instituts nicht nur schlechtere Karrierechancen und ein höheres Risiko, arbeitslos zu werden als jemand mit unbefristetem Vertrag. Er bekommt auch später — und daher weniger — Kinder.

Für Frauen gilt das in noch höherem Maße als für Männer: Landen sie nach der Ausbildung in einem unsicheren Beschäftigungsverhältnis, haben sie auch zehn Jahre später im Schnitt 0,3 Kinder weniger als Frauen, die sofort einen festen Vertrag erhalten. Das klingt erst einmal marginal, und hat doch eine große Wirkung: Hochgerechnet werden als Folge der Befristungen auf 100 Frauen innerhalb dieser zehn Jahre 8,5 Kinder weniger geboren.

In den vergangenen Jahren ist der Anteil befristeter Arbeitsverhältnisse gerade unter jungen Menschen stark gestiegen. Bei den unter 25-Jährigen war 2013 fast jeder Vierte befristet beschäftigt, bei den unter 35-Jährigen immer noch jeder Siebte. Bei Neueinstellungen sind Befristungen schon beinahe Standard: Seit Mitte der 2000er Jahre liegt ihr Anteil konstant bei fast 50 Prozent. Während die einen eine Familie gründen, sind die anderen noch damit beschäftigt, sich die dafür notwendige finanzielle Sicherheit zu erarbeiten.

Man könnte das als Schicksal einer Generation oder als privates Problem abtun, aber für die Wirtschaftswissenschaft sind Kinder eine Art öffentliches Gut. In einem umlagefinanzierten Sozialsystem profitieren alle von ihrer Existenz. Schließlich stemmen sie später auch die Renten derer, die keine Kinder haben.

Am Beispiel Deutschlands kann man Effekte wie diese lehrbuchmäßig studieren: Seit Ende der 1970er Jahre stieg die Arbeitslosigkeit hier schrittweise an, die Wirtschaftsleistung lag bis Anfang der 2000er Jahre unter dem Schnitt der Europäischen Union. Die Geburtenrate sank in diesem Zeitraum laut dem Statistischen Amt der EU von über zwei auf 1,3 Kinder pro Frau — um eine Überalterung der Gesellschaft zu verhindern, bräuchte es 2,1. Das Land begann, um sein Rentensystem zu bangen.

Allerdings bedeuten auch gute Arbeitsmarktbedingungen allein nicht zwangsläufig mehr Kinder. Bis Ende der 1970er Jahre stieg die Zahl der Geburten in den westeuropäischen Ländern immer dann, wenn die Männer einen sicheren Job hatten und gut verdienten. Waren die Arbeitsmarktbedingungen hingegen für Frauen gut, sank sie. Denn die finanziellen Einbußen, die eine Frau durch die Betreuung eines Kindes erlitten hätte, die sogenannten Opportunitätskosten, wogen schwerer.

Erst Anfang der 1980er Jahre wurde dieser Zusammenhang schwächer, besonders in Ländern mit flächendeckendem Betreuungssystem wie Frankreich. Auch in Deutschland konnte Leibniz-Ökonom Helmut Rainer das beobachten. Mit seinem Team hat er die Betreuungsquoten für unter dreijährige Kinder in den 325 westdeutschen Landkreisen und kreisfreien Städten ausgewertet. Die Daten stammen

aus den Jahren 1998 bis 2009, schließen also die Phase des verstärkten Ausbaus von Krippenplätzen ab 2005 ein. Und sie zeigen, dass die von der Politik erhoffte Wirkung eintritt: Bei einer Verbesserung der Betreuungsquote um zehn Prozentpunkte steigt auch die Geburtenrate um 2,8 Prozent. »Diese Erkenntnis ist ungemein wichtig für die familienpolitische Debatte, weil sie eine klare Handlungsempfehlung für die Politik beinhaltet«, sagt Helmut Rainer. »Sie muss versuchen, die Opportunitätskosten von Kindern zu senken.«

In Deutschland sind die familienpolitischen Ziele seit der Jahrtausendwende relativ klar definiert. Neben der Vereinbarkeit von Beruf und Familie soll die Geburtenrate angehoben und die Familie wirtschaftlich gefördert werden. »Jede familienpolitische Maßnahme muss sich an diesen Zielen messen lassen«, so Rainer. »Doch in Deutschland gibt es einen eigenwilligen Mix an Leistungen, die mitunter konträre Effekte haben.«

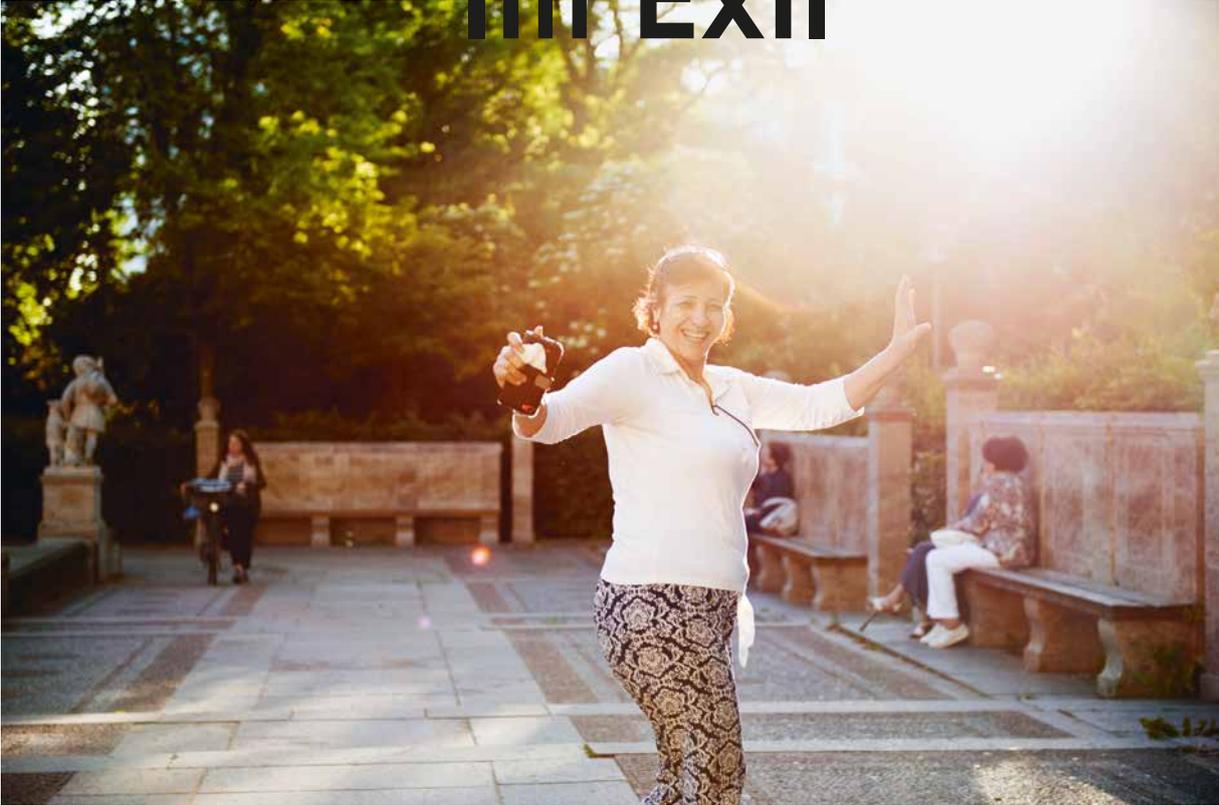
Direkte finanzielle Leistungen, etwa das Kinder- oder das als »Herdprämie« bekannte Betreuungsgeld, stützen die Familie zwar ein Stückweit, Studien zufolge nehmen sie aber gerade einkommensschwachen Müttern den Anreiz, zu arbeiten. Durch indirekte Leistungen, zum Beispiel die Verbesserung des Betreuungsangebots, erreiche man mehrere Ziele auf einmal.

Und wenn man sich auf gute Kitas und Schulen verlassen kann, traut man sich vielleicht eher, ein Kind zu bekommen. Auch wenn man beruflich noch nicht ganz da angekommen ist, wo man gerne wäre. In den meisten Bundesländern hat sich die Betreuungssituation erheblich verbessert. Der Arbeitsmarkt boomt seit Jahren, die Prognosen sind weiterhin ausgezeichnet. Passend dazu meldet das Statistische Bundesamt wieder steigende Geburtenraten. 2014 wurden je Frau 1,47 Kinder geboren, ein Jahr später 1,5 — so viele wie zuletzt 1982.

Und sogar geheiratet wird neuerdings wieder mehr. Natürlich auch aus Liebe.



Im Exil



46

»

**Ich habe nicht
verstanden, warum
eine Frau sofort
heiraten muss.**

« NISREN HABIB



600.000 Menschen sind aus Syrien nach Deutschland geflohen. Der Krieg hat ihnen nicht nur die Heimat genommen, sondern auch ihre Familien zerrissen. Darunter leiden besonders die Frauen, sagt Nisren Habib. Wie können sie dennoch ankommen?

Text LINDA TUTMANN Fotos FERGUS PADEL

Irgendwann mit Anfang 20 hatte Nisren Habib genug von den Männern, die mit schwitzigen Händen bei ihren Eltern im Wohnzimmer hockten. Die um ihre Hand anhielten. Die hofften, dass sie endlich ja sagen würde.

»Ich will noch nicht heiraten«, sagte sie mit fester Stimme, als sie eines Abends mit ihrem Vater beisammensaß, beide müde von den Besuchen. »In Ordnung, ich respektiere deinen Wunsch«, sagte er. Auch wenn er wusste, dass ihre strenggläubigen Nachbarn reden würden: Eine junge Frau wie sie — warum ist sie noch nicht verheiratet?

»Ich habe nicht verstanden, warum eine Frau sofort heiraten muss, es gibt andere Optionen«, sagt Nisren Habib heute. Fast 15 Jahre nach diesem Abend sitzt sie in einer Shisha Lounge im Berliner Stadtteil Charlottenburg, eine junge Frau mit rötlichen Locken und lebhaften Augen. Seit einem Jahr lebt Habib in der Stadt. Ein Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung brachte sie an das Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Als Gastwissenschaftlerin erforschte sie an dem Leibniz-Institut die Situation nach Deutschland geflüchteter Syrerinnen. Was bedeutet die Flucht für die Frauen? Für sie und ihre Familien? Wie können sie auch dauerhaft in Deutschland ankommen?

Zurzeit schreibt Habib, die selbst Syrerin ist, erste Ergebnisse ihrer Studie nieder, 46 Frauen hat sie dafür befragt. Frauen wie Hala, die in Syrien eine Abendschule managte und mit ihrer Tochter vor zwei Jahren nach Berlin floh. Frauen wie Marwa, die vor der Flucht als Lehrerin arbeitete und ihre Kinder zurücklassen musste.

Hala kommt jetzt rein, lässt sich gegenüber von Habib auf ein Sofa fallen. Eine energische Frau mit kurzen Haaren, mit einer Handbewegung winkt sie den Kellner herbei. Marwa, die einige Minuten später kommt, verbirgt ihre

Haare unter einem Kopftuch, sie wirkt schüchtern. Zur Begrüßung drückt sie die beiden anderen kurz an sich und setzt sich dann neben Hala. Auch nach Habibs Interviews sind die drei Frauen in Kontakt geblieben, treffen sich mal auf einen Spaziergang im Park, mal wie heute zum Shisha rauchen und Reden. So unterschiedlich sie auch zu sein scheinen, eint sie ein Gefühl: das Heimweh.

Seit 2011 herrscht in Syrien Bürgerkrieg. Rund 4,9 Millionen Menschen haben das Land seitdem verlassen. Zwölf Prozent von ihnen leben in Deutschland, seit 2014 stellen sie hier die größte Gruppe unter den Schutzsuchenden. Krieg und Flucht haben ihre Familien auseinandergerissen und so das Fundament der syrischen Gesellschaft erschüttert.

»Die Frauen und Mädchen leiden besonders«, sagt Habib, die einen Kaffee trinkt, stark und dickflüssig, aus einem kleinen Porzellantässchen. Sie selbst wuchs in einem Dorf auf, in einer liberalen Familie. Ihr Vater sagte: Du kannst alles, was dein Bruder auch kann. An der Universität in Damaskus studierte Habib Technische Informatik. Dann weckten die Revolutionen in Ägypten und Tunesien die Hoffnung auf ein neues, freieres Syrien. Doch die Erwartungen, die auch Habib teilte, wurden enttäuscht. Als die ersten Flüchtlinge nach Damaskus kamen, half sie, die Frauen und Mädchen unter ihnen zu betreuen. Ihren Job bei einer der größten Banken des Landes, den sie nach dem Studium angenommen hatte, kündigte sie.

Stattdessen ging Habib in den Libanon. In einem Flüchtlingslager erforschte sie im Auftrag einer Nichtregierungsorganisation, wie die Flucht das Familienleben verändert. »Die familiären Strukturen sind erschüttert, besonders der Anstieg der häuslichen Gewalt ist besorgniserregend.«

Habib sprach mit Männern, die tagein, tagaus im Lager festsaßen, anstatt wie gewohnt ihre Familie zu ernähren. Mit Männern, die mit dieser neuen Rolle nicht klarkamen. »Den Vätern fällt es oft noch schwerer, sich mit der Flucht zu arrangieren als den Müttern«, sagt sie. Und auch die wirtschaftliche Situation vieler Familien sei bedrückend. »Sie kommen mit dem, was sie tragen können, mussten ihren Besitz in Syrien zurücklassen.« Habib, die an der Universität von Beirut später auch noch einen Master in Gender Studies abgeschlossen hat, kennt die Zahlen der Hilfsorganisationen: So schätzt UNICEF, das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen, dass etwa in den Lagern Jordaniens jedes dritte syrische Mädchen verheiratet wird, weil seine Mutter nicht weiß, wie sie es sonst ernähren soll.

Ein Problem sei auch, dass der Krieg viele Familien entzweit habe, sagt Habib. Die Familie hat in Syrien einen hohen Stellenwert. Weil das Land kein Sozialstaat wie etwa Deutschland ist, stehen die Angehörigen eng zusammen, stützen einander finanziell und sozial. Umso schwerer wiegen die Folgen von Krieg und Flucht: Das Netz aus Verwandten und Freunden reißt. In Jordanien etwa müssen fast 40 Prozent aller syrischen Flüchtlingsfamilien ohne Männer auskommen, weil die an der Front kämpfen oder ihr Leben verloren haben. Fast doppelt so viele wie noch vor zwei Jahren.

Mit ihrer Tochter hat sich Hala entlang der Balkanroute durchgeschlagen, zwei Wochen über Budapest bis nach München. »Es war der Horror«, sagt sie. 4.000 Euro zahlte sie den Schleppern. Als die beiden in einem Taxi die Grenze überquerten und durch das hügelige bayrische Land fuhren, ahnte Hala nicht, wie schwer es werden würde, in Deutschland anzukommen.

»
**Ich bin dem Krieg
 entflohen und
 fühle mich trotzdem
 nicht sicher.**

« MARWA

»Wir sind hier eine Nummer«, sagt Hala. Über ein Jahr dauerte es, bis sie und ihre Tochter ihre Massenunterkunft verlassen durften. Bis der Deutschkurs begann — wie auch Nisren Habib erzählt Hala ihre Geschichte auf Englisch. Gleichzeitig will sie nicht missverstanden werden. Immer wieder betont sie: »Ich bin dankbar. Ich weiß, dass Deutschland sehr viel für uns tut.«

Hala gehört zu jener Generation syrischer Frauen, die sich emanzipiert hat, gut ausgebildet ist und unabhängig. Sie war es gewohnt, ihren eigenen Weg zu gehen. In der Flüchtlingsunterkunft in Berlin wurde sie von religiösen Männern angefeindet. Wieso hast du dir kein Kopftuch umgebunden? Warum trägt deine Tochter einen kurzen Rock?

»Gerade für die liberalen Frauen ist die Umstellung schwer«, sagt auch Nisren Habib. Der soziale Druck in den Heimen sei enorm. Die Frauen, die sie interviewte, beschrieben oft das Gefühl, jeden Schritt unter kontrollierenden Blicken zu tun. »Für manche gleicht Deutschland deshalb einem großen Gefängnis.«

Auch der deutsche Staat gibt Regeln vor. Im ersten Jahr darf Hala nicht arbeiten, nicht reisen, nicht selber ihren Wohnort wählen. Erst seit einer Woche haben sie und ihre Tochter ein eigenes Zuhause: eine Einzimmerwohnung in Charlottenburg, einfach, aber groß genug für die beiden. »Unser Leben in Deutschland beginnt eigentlich erst jetzt.«

Marwa nickt. Zurzeit wohnt sie in einer Gemeinschaftswohnung mit anderen Frauen. Nach ihrer Ankunft in Deutschland vor einem Jahr schief sie zunächst in einer Sporthalle. Stockbetten, Männer und Frauen in einem Raum. »Keine Privatsphäre.« Eines Nachts kam ein Sicherheitsmann und riss das Tuch weg, das sie über ihr Bett gehängt hatte. Andere Flüchtlinge standen ihr bei und zogen ihn von ihr weg. Es sei schon paradox, sagt Marwa. »Ich bin dem Krieg entflohen und fühle mich trotzdem nicht sicher.«

In ihren Interviews hörte Nisren Habib häufig schlimme Geschichten. Immer wieder komme es zu sexueller Belästigung. »Den Frauen fehlt Schutz«, sagt sie. »Besonders, wenn sie ohne ihren Mann und ihre Familie geflohen sind.«



In Deutschland hoffen derzeit fast 300.000 syrische Flüchtlinge darauf, Angehörige nachholen zu dürfen. Doch seit die syrischen Flüchtlinge nur noch unter »subsidiärem Schutz« stehen, also nicht automatisch den vollen Schutz nach der Genfer Flüchtlingskonvention erhalten, ist dies deutlich schwieriger geworden.

Auch Marwas Sohn möchte zu ihr nach Deutschland kommen. Mit Freunden lebt er an der syrischen Grenze zu Jordanien, 15 Jahre ist er alt. Marwa und er schreiben sich so oft es geht auf dem Smartphone. »Mama, hast du meinen Pass?« fragt er dann. Ohne ihn kann er Syrien nicht verlassen. Marwa war schon in der syrischen Botschaft in Berlin. Doch für einen Pass braucht sie das Einverständnis des Vaters, von dem sie sich bereits in Syrien scheiden ließ. Der stellt sich quer, weil er die Rache des Islamischen Staates fürchtet, sollte sein Sohn nach Europa fliehen.

Auf einem Integrationskongress in Berlin hat Nisren Habib kürzlich einige Maßnahmen empfohlen, die den syrischen Frauen und ihren Familien das Ankommen in Deutschland erleichtern könnten. Ihre Forschung habe gezeigt, dass etwa die Gemeinschaftsunterkünfte besser überwacht wer-

den müssten, um Übergriffe zu verhindern und mehr Privatsphäre zu gewährleisten. Auch bräuchten die Frauen schneller eine eigene Wohnung, sollten früher arbeiten dürfen, um ein eigenes Leben beginnen zu können. Weil sie ihr altes Leben aber auch so nicht einfach vergessen könnten, die Bilder vom Krieg, der Flucht, den Verlust von Angehörigen, müsse man sie noch intensiver psychologisch betreuen. Und auch die Familienzusammenführung sollte ihnen erleichtert werden.

Nisren Habib selbst spricht immer wieder mit ihren Eltern über Deutschland. Ob sie nicht zu ihr kommen wollten? Bisher haben sie verneint. »Mein Körper ist hier, aber meine Gedanken und mein Geist sind in Syrien«, sagt Habib. Wenn der Krieg vorbei ist, möchte sie zurück.

Herrscherfamilien

Nicht nur in Königsfamilien wird die Macht von Generation zu Generation weitergegeben. Immer wieder versuchen auch autokratische Herrscher und Diktatoren, Verwandte als ihre Nachfolger zu installieren. Meist nimmt das kein gutes Ende.

Konzept PATRICK KÖLLNER

50



[1]



[2]



[3]

ALLEINHERRSCHAFT

Etwa ein Viertel aller Länder kann als autokratisch verfasst angesehen werden [3]. Die Macht zu erhalten und weiterzugeben, ist eine der größten Herausforderungen für Autokraten, die ohne freie Wahlen und Gewaltenteilung regieren. Oft endet ihre Herrschaft jäh, zuweilen gewaltvoll.

AUSNAHMEERSCHINUNG

Im Schnitt versucht alle drei Jahre ein Autokrat, seine Macht weiterzugeben [1]. Der Politikwissenschaftler Jason Brownlee betrachtete für eine Studie 258 Autokraten zwischen 1946 und 2006. Nur zehn davon konnten ihre Macht in der Familie weiterreichen.

[2] In Syrien trat

Baschar al-Assad 2000 die Nachfolge seines Vaters Hafiz an. Davor war der junge Augenarzt weitgehend unbekannt. Zunächst galt er als »sanfter Reformler«, schlug die 2011 beginnenden Proteste aber brutal nieder. Bis heute hält der Bürgerkrieg an.

ERBDEMOKRATEN

Auch in Demokratien prägen Familien das Geschehen. In den USA die Bushs, in Argentinien die Perons. In Japan übernehmen »Erbabgeordnete« die Wahlkreise Verwandter, auf nationaler Ebene stellen sie mehr als 20 Prozent der Parlamentarier [6].

PATRICK KÖLLNER

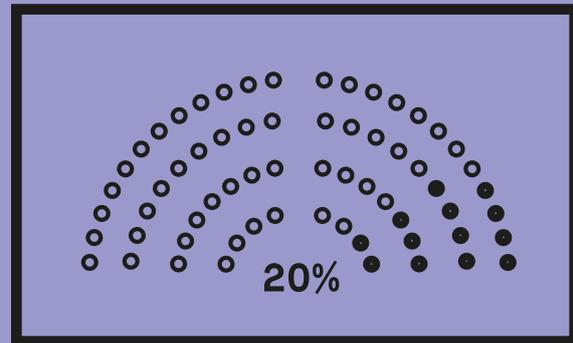
ist Vizepräsident des GIGA German Institute of Global and Area Studies, dem Leibniz-Institut für Globale und Regionale Studien.



[4]



[5]



[6]

GRUNDBEDINGUNGEN

Bestimmte Umstände scheinen autokratische Erbfolgen zu begünstigen:

- Der Herrscher ist nicht das Produkt einer Partei, sondern überschattet diese.
- Parteien können keine Gegenkandidaten in Stellung bringen.
- In der Familie gibt es geeignete Nachfolger.

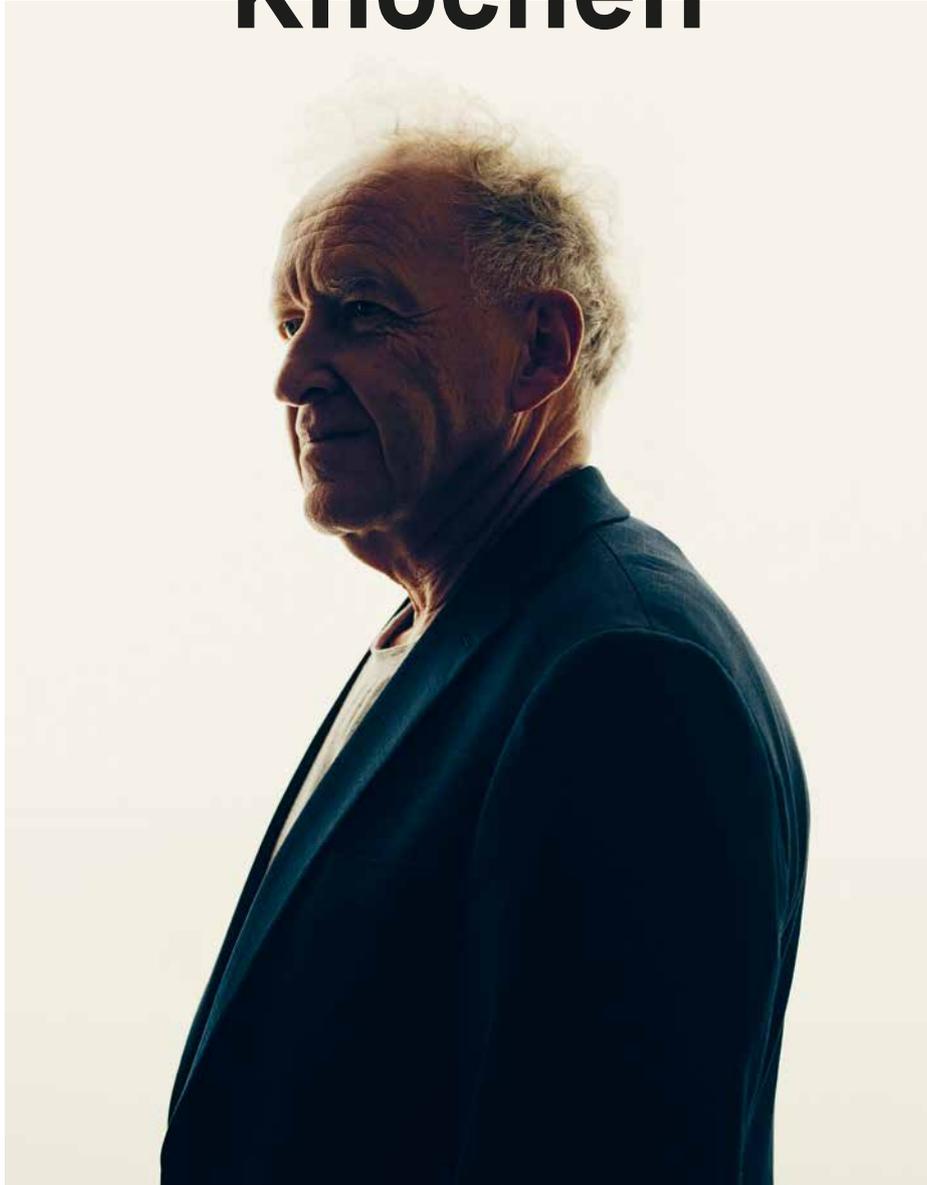
[4] Als Jean-Claude Duvalier in Haiti seinen Vater François, genannt »Papa Doc«, im Amt beerbte, war er mit 19 Jahren der jüngste Präsident der Welt. Das brachte ihm seinen Spitznamen ein: »Baby Doc«. Auch wenn er als weniger brutal als sein Vater galt, wurde er 1986 gestürzt. Insgesamt herrschten die Duvaliers fast 30 Jahre.

[5] Keine Erbautokratie ist langlebiger. Seit 1948 regieren die Kims in Nordkorea. Auf Kim Il-sung folgte Kim Jong-il. Seit 2011 ist dessen Sohn Kim Jong-un oberster Machthaber. Die Kims sind dafür bekannt, Schlüsselpositionen mit Angehörigen zu besetzen. Zuweilen fallen diese Machtkämpfer zum Opfer.

MÄNNERSACHE

Meist geht die Macht vom Vater auf den Sohn über. Eine Ausnahme sind die Castros auf Kuba: Raúl folgte auf seinen Bruder Fidel. Frauen spielen bislang keine Rolle. Das könnte sich ändern: In Aserbaidschan etwa schuf Präsident Ilham Alijew 2017 das Amt des Vizepräsidenten — und übertrug es seiner Frau.

Ein harter Knochen





Friedemann Schrenk entdeckte die ältesten Überreste der ersten Menschen. Der Paläoanthropologe sagt: »Homo rudolfensis« war ein soziales Wesen. Aber war er auch ein Familienmensch?



54

Meistens bekommt Friedemann Schrenk, was er will. Irgendwann. Nicht im Streit, sondern durch seine Beharrlichkeit. Und wenn nicht, dann hilft Kreativität. So wie bei der Sache mit den Augen. »Da lassen wir individuelle Porträtbüsten von Urmenschen herstellen und dann weigert sich der Künstler, die Augen auszugestalten. Dieser leere Blick!« Er legt seine Hand auf den weißen Schädel von *Australopithecus afarensis*. Eine Geste, irgendwo zwischen Fürsorge und Vereinnahmung. »Wenn ich die Porträts bei Vorträgen zeige, mache ich die Augen einfach mit Photoshop rein.«

Wie eine Familie stehen sie hier, in einem kleinen Ausstellungsraum des Senckenberg Naturmuseums in Frankfurt am Main. Zwei Dutzend Vorfahren und Verwandte, von *Australopithecus africanus* bis *Homo neanderthalensis*, vom winzigen »Kind von Taung« bis zum »Alten Mann von La Chapelle«. Auch das berühmte Skelett von »Urmutter Lucy« steht in einem Glaskasten. Und mittendrin Friedemann Schrenk als später Nachfahre, der jedes Familienmitglied routiniert vorstellt.

Mit seinen weißgrauen Locken, der gefurchten Stirn und seiner ruhigen Stimme, die das Ende vieler Sätze den Gedanken überlässt, könnte der 61-Jährige als Philosoph durchgehen. Aber die vielen kleinen Narben auf den braungebrannten Händen und Armen zeigen: Die Paläoanthropologie ist eine handfeste Wissenschaft, und jahrzehntelange

Feldforschung in Afrika hinterlässt ihre Spuren. »Ich arbeite gerne im Gelände. Fossilien nur in der Sammlung untersuchen — das wäre nichts für mich.« Schrenk lässt *Australopithecus afarensis* stehen und geht rüber zu einem Cousin der Gattung Homo: »Zwei Schritte machten den Menschen zum Menschen: der aufrechte Gang, entwickelt vor sieben Millionen Jahren, und die Herstellung von Werkzeugen, deutlich später.«

Es gibt Menschen, die suchen ihr Leben lang nach ihren leiblichen Eltern. Friedemann Schrenk sucht mit derselben Beharrlichkeit nach unseren ältesten Vorfahren. Schon als Kind entlockte er dem Boden Geschichten über die Vorzeit. Die schwäbische Heimat war dabei Glück und Unglück zugleich. Die Hügel der Ostalb gaben dem jungen Fossilien-sammler zahllose versteinerte Ammoniten preis, die Vorfahren heutiger Tintenfische. »Aber ich empfand das Leben dort auch als einengend«, sagt Schrenk. Bereits nach dem Vordiplom der Geologie, Paläontologie und Zoologie an der Universität Darmstadt zog es ihn nach Afrika.

Im südostafrikanischen Malawi begründete Friedemann Schrenk vor 30 Jahren das Hominiden-Korridor-Projekt. Seine Idee: Man hatte menschliche Fossilien in Südafrika gefunden, in Tansania und Äthiopien. Also mussten die Hominiden, die Menschenartigen, auch im Korridor dazwischen gelebt haben. Schrenks Team konzentrierte sich auf ein 70 Kilometer langes und zehn Kilometer breites Gebiet in Malawi, arbeitete sich von Norden nach Süden vor. Jahr für Jahr fanden sie Unmengen fossiler Nilpferdknochen, Girafenknochen, Elefantenknochen. In der Szene hieß es schon, Schrenk arbeite im »Elefanten- und Giraffekorridor«. Bis ein einheimischer Grabungshelfer sich am 11. August 1991 bückte und einen in der Landschaft herumliegenden Unterkiefer aufhob. Der Knochen, wissenschaftliche Bezeichnung »UR 501«, sollte Friedemann Schrenk weltweit bekannt machen. Es war der geologisch älteste Nachweis der Gattung Homo. Oder: des ersten »richtigen« Menschen.

Heute ist Schrenk Leiter der Sektion Paläoanthropologie der Senckenberg Gesellschaft für Naturforschung. Die Hominiden-Sammlung des Leibniz-Forschungsmuseums ist mit 23.000 Fossilien die größte in Europa und Amerika. Auch UR 501 liegt hier in einem Alukoffer. Der Knochen gehört der Republik Malawi, aber für eine Spezialuntersuchung ist er gerade in Frankfurt. Schrenk nimmt das dunkelbraune Fossil aus seiner Schaumstoffmulde. Ein Unterkieferknochen, acht

Zähne: *Homo rudolfensis*. »Fürs Fernsehen würde ich jetzt Handschuhe anziehen. Aber das ist gar nicht notwendig.«

Friedemann Schrenk und sein Team konnten nachweisen, dass »der Mensch vom Rudolfsee« bereits vor 2,5 Millionen Jahren im Gebiet des heutigen Malawi lebte. Und dass er einer der frühesten unserer Vorfahren war, der Werkzeuge erfand. Wahrscheinlich, so Schrenks Theorie, weil das Klima trockener und die Nahrung knapper wurde. Mit Werkzeugen aus Geröllsteinen konnte *Homo rudolfensis* harte Samen zermahlen und zähe Früchte öffnen. Und damit spielte er plötzlich in einer ganz anderen Liga als all die anderen Vormenschen und Menschenaffen, denen die Evolution lediglich eine Anpassung ihres Körperbaus geschenkt hatte.

»Werkzeuge haben die Menschen unabhängig von ihrer Umwelt gemacht«, sagt Schrenk, »aber gleichzeitig wurden sie abhängig von ihren Werkzeugen.« Sie konnten es nicht riskieren, dass das Wissen um ihre Herstellung wieder in Vergessenheit geriet. Schrenk erklärt: »Auch Schimpansen stellen Werkzeuge her. Aber sie geben die Fertigkeit nicht an die gesamte Population weiter und irgendwann vergessen sie es wieder.« Die Frühmenschen dagegen kooperierten, tauschten Wissen aus und entwickelten es weiter.

»Wenn man sich manche Fundstellen lange genug anguckt, dann merkt man: Das war wie ein Unterricht, bei dem der Nachwuchs lernte, wie man Steine behaut.« Es war

der Beginn von Kultur. Das, was den Menschen vom Affen unterscheidet.

An der Wiege der Menschheit stand also eine soziale Gruppe. Aber war sie die erste Familie? Für Paläoanthropologen ist diese Frage ein harter Knochen. Schrenk holt sich noch einen Kaffee. Selbst kochen darf er den am Institut nicht mehr. Die Kolleginnen haben sich beschwert, in seinem Kaffee bliebe der Löffel aufrecht stehen. »Es gibt keine Funde, die die Existenz von Familien belegen würden«, sagt er dann. Aber Indizien, die gebe es doch.

Heute deutet etwa die Vielfalt von Verwandtschaftskonzepten darauf hin, die sich im Laufe der Jahrtausende bei *Homo sapiens* entwickelt haben. Schrenk erzählt: »In Malawi beispielsweise wird Familie viel weiter gefasst. Meine Freunde dort haben 20 Brüder. Natürlich gehören die nicht alle zur selben Kleinfamilie.« Bei den San in der Kalahari seien alle verwandt, die denselben Namen tragen. Und bei den Himba in Namibia würden biologische und soziale Väter unterschieden.

Blickt man zurück in die Frühzeit der Menschen, bieten sich Vergleiche mit Menschenaffen an. Schimpansen leben in Gruppen von 20 bis 30 Individuen, noch größer sind die Gruppen bei Zwergschimpansen. Bei den Frühmenschen war es wahrscheinlich ähnlich. Fossile Zähne zeigen, dass die Kindheit seit zwei Millionen Jahren immer länger dauert

»
**Homo sapiens
 ist nur so
 erfolgreich,
 weil er
 kooperiert.**
 «



und Familienstrukturen deshalb wichtiger wurden. Großeltern halfen, die Kultur weiterzugeben. Die Gruppe sorgte vermutlich auch für alte und kranke Mitglieder. Man habe zum Beispiel einen *Homo erectus* gefunden, der schon zu Lebzeiten alle Zähne verloren hatte. »Jemand muss ihn versorgt haben, weil er im Sozial- und Familienverband eine tragende Rolle spielte«, sagt Schrenk.

Aus all diesen Puzzleteilchen können sich Paläoanthropologen ein Bild zusammensetzen, wie die ersten Menschen miteinander lebten. Manchmal fallen sie dabei auf die eigenen Weltbilder herein. In den von Flower-Power bewegten 1970er Jahren etwa fanden Prähistoriker die Überreste einer Neandertaler-Bestattung, die über und über mit Hyazinthenpollen bedeckt waren. Sie schlossen: Die ersten Blumenkinder! »Hinterher stellte sich raus, dass Wühlmäuse die Pflanzen in die Höhle geschleppt hatten«, sagt Schrenk und schmunzelt.

Er selbst hat mit seiner Diplomarbeit mitgeholfen, eine andere Hypothese zu widerlegen. Prähistoriker hatten in einer Höhle spitze Knochenstücke gefunden, die als Mordwaffen einer kannibalischen Großfamilie gedeutet wurden: »Killeraffenmenschen!« In solchen Fällen meldet sich bei Schrenk das Bauchgefühl. Dann geht er vor wie damals im Anatomiestudium und seziiert die Beweisführung der Kollegen Schicht um Schicht, bis nichts mehr davon übrig bleibt. »Im Kalten Krieg wollte man Aggressivität als naturgegebene Eigenschaft sehen«, sagt er. »Meinem Menschenbild entsprach das nicht.« Also kroch er in Südafrika monatelang durch Hyänenhöhlen und setzte sich mit den gefundenen Knochen vor das einzige Rasterelektronenmikroskop der Universität Witwatersrand in Johannesburg. So lange, bis er nachweisen konnte, dass nicht Menschen, sondern Hyänen und Leoparden die Knochen zerbrochen hatten. Die Urmenschen waren Gejagte, keine Jäger.

Und wie würde man heute das Zusammenleben unserer Vorfahren interpretieren? Ganz einleuchtend findet Schrenk eine aktuelle Studie. Erst kommt er nicht auf den Namen, irgendwas mit einer Serie. »Ich hatte noch nie im Leben einen Fernseher.« Dann doch: die »Game of Thrones-Hypothese«. »Wahrscheinlich haben die frühen Menschen in Klans zusammengelebt«, sagt Schrenk. Erweiterte Großfamilien mit Anhang, die durch gemeinsame Interessen oder Ideen zusammengehalten wurden. »Aber das sah sicher nicht so aus wie Familien in heutigen westlichen Gesellschaften.«

Überhaupt, die westliche Gesellschaft. Da kann Schrenk sich in Rage reden, auf seine sanfte Art. Über Wissenschaftler, die Europa in den Mittelpunkt ihres Denkens stellen. Über Projekte, die nur deutsche Forscher fördern. Über Politiker, die Grenzen am liebsten abriegeln wollen. »Das sichert unseren Wohlstand vielleicht zwei, drei Generationen lang. Aber *Homo sapiens* ist nur deshalb so erfolgreich, weil er kooperiert.« Rassismus ist sein zweites, großes Thema. In der Zeit der Flüchtlingskrise hat sich Schrenk immer wieder öffentlich geäußert und klar gemacht: Migration ist eine Konstante der Menschheitsgeschichte.

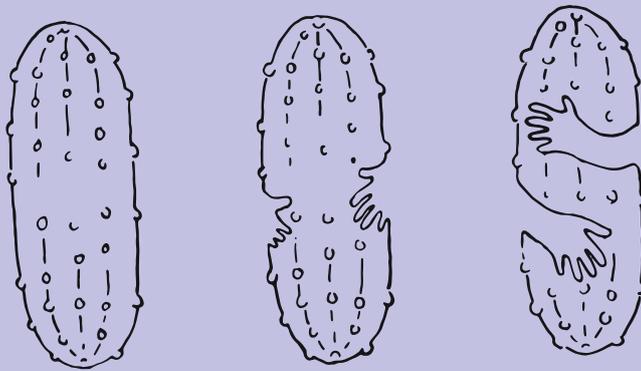
Einer wie Schrenk hat die Perspektive der langen Zeiträume. Außerdem hat er sich auf das Leben in Afrika eingelassen, hat Freunde gefunden und in Malawi eine zweite Heimat. Wenn er aus der Tür seines Frankfurter Büros tritt, blickt er auf ein zwei Meter langes Panoramafoto seines Forschungscamps in Karonga. Nach all den Jahren der Gastfreundschaft und der Zusammenarbeit will Schrenk den Menschen etwas zurückgeben. Deshalb fördert er die Ausbildung malawischer Paläoanthropologen und half bei der Gründung eines Museums, in dem die Geschichte Malawis erzählt wird. Das Motto: »From Dinosaurs to Democracy«.

Vielen Afrikanern sei bis heute nicht bewusst, dass ihr Kontinent die Wiege der Menschheit ist. Kein Wunder, denn die »weiße« Wissenschaft habe sich lange dagegen gesträubt, den Ursprung der Menschheit im vermeintlich primitiven Afrika zu akzeptieren, sagt Schrenk. »Man hat sogar Fossilien gefälscht, um nachzuweisen, dass der Mensch aus England stammt.« Langsam werde aus den Überresten unserer Vorfahren jedoch eine wichtige Quelle für die Identität der Afrikaner. Äthiopien etwa griffe nicht mehr auf die Königin von Saba zurück, sondern auf die »Urmutter Lucy«. Dieses Bewusstsein will Schrenk auch in Malawi stärken.

»Ich werde immer zusehen, dass ich dort etwas zu tun habe«, sagt er. »Wenn ich an einem Ort bleiben müsste, egal ob Afrika oder Frankfurt, wäre mir das zu langweilig.« Vielleicht fühlt er auch deshalb diese Verbindung zu unseren Vorfahren. Weil er wie sie zumindest zeitweise ein Nomade ist. Das nächste Projekt in Karonga hat er schon geplant: Schrenk will den Boden des tausend Meter tiefen Malawi-Sees untersuchen. Er geht den Dingen auf den Grund.

»
Fossilien nur in
der Sammlung
untersuchen —
das wäre nichts
für mich.
«

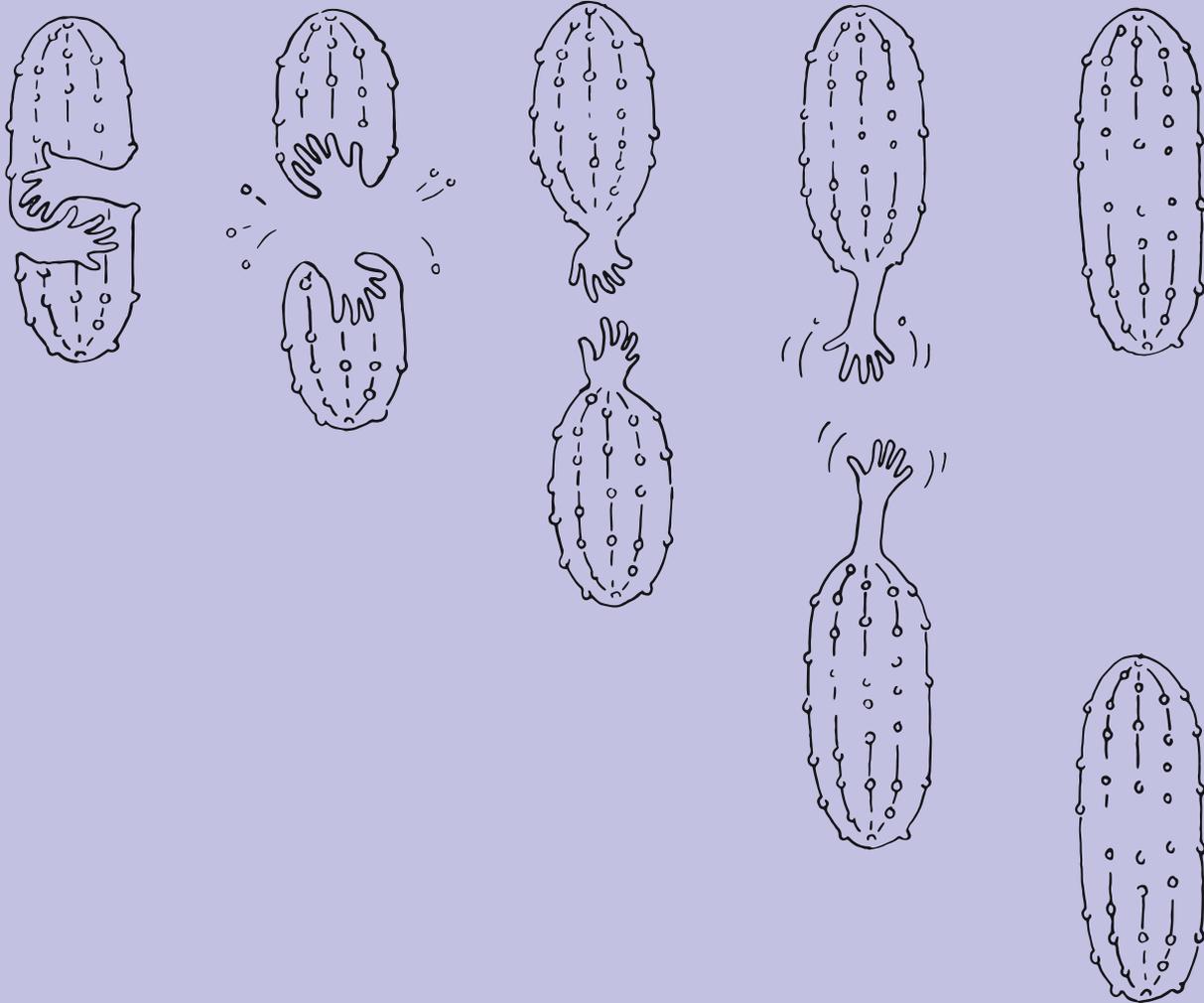




**Es ist
kompliziert**

Wie funktioniert Familie im Tierreich? Ein Streifzug durch tropische Korallenriffe, unterirdische Tunnelsysteme und die Baumkronen des Regenwalds.

Text CHRISTOPH HERBORT-VON LOEPER Illustrationen ANDREAS TÖPFER



Moderne Arbeitsteilung in der Familie jenseits von Geschlechterstereotypen. Wer hätte gedacht, dass ausgerechnet der Anemonenfisch da als leuchtendes Beispiel vorangeht, wo sich der Mensch oft schwer tut? Die als Clownfische bekannten Riffbarsche kommen fortschrittlich und emanzipiert daher: Die Eltern kümmern sich gemeinsam um den Nachwuchs, bei Gefahr verteidigt das größere Weibchen aggressiv das Gelege. In ihrem Lebensraum, Korallenriffen im tropischen Indopazifik, wohnen Clownfische zur Untermiete in Anemonen, an deren Nesselgift sie sich individuell anpassen. Das schützt vor Feinden. Und schließlich: Treffen zwei einzelne Tiere gleichen Geschlechts aufeinander, wird das größere automatisch zum Weibchen, das kleinere zum Männchen. Die Familienplanung kann beginnen.

»Clownfische sind relativ standorttreu und können auf Partnersuche keine großen Strecken zurücklegen. Durch den Geschlechtswechsel erhöhen sie die Wahrscheinlichkeit, sich vermehren zu können«, sagt Andreas Kunzmann. Am Leibniz-Zentrum für Marine Tropenforschung in Bremen züchtet er die Fische für den eigenen Forschungsbedarf. Seine Erkenntnisse tragen aber auch dazu bei, dass Zierfische nicht wild gefangen werden müssen, sondern umwelt-schonend von Aquarianer-Geschäften nachgezüchtet werden können.

So vorbildlich wie im Riff geht geht es bei den Nacktmullen beileibe nicht zu (wenn man einmal davon absieht, dass bei diesen afrikanischen Nagetieren eine Frau das Sagen hat). In ihren Familien, die bis zu 300 Tiere umfassen, herrscht eine strenge Hierarchie. Die Königin hat das alleinige Privileg, sich zu paaren und fortzupflanzen. Dafür hält sie sich ein bis drei männliche Paschas. Der Rest der Familie muss arbeiten: Auf der Suche nach Nahrung graben sie kilometerlange Gänge durch das Erdreich am Horn von Afrika.

Ihre Position verteidigt die Königin geradezu despotisch. Durch regelmäßige Attacken setzt sie männliche wie weibliche Untertanen physischem Stress aus, um ihre Vormachtstellung zu behaupten und bei den Weibchen einen unerwünschten Eisprung zu unterdrücken. Denn eigentlich haben sie alle die Anlage zur Herrscherin; aber es kann nur eine geben. Stirbt die Königin, kommt es zu blutigen Kämpfen um ihre Nachfolge.

Bei ihrer Entdeckung in den 1980er Jahren war die Familienstruktur der Nacktmulle eine Sensation. *Heterocephalus glaber* war die erste als eusozial beschriebene Säuge-



tierart. Diese hochgradig arbeitsteilige Lebensweise, ob es nun um die Brutpflege, die Nahrungssuche oder das Miteinander geht, kannte man zuvor nur von staatenbildenden Insekten wie Bienen oder Ameisen.

»Forscher diskutieren, ob es in der Evolution der Familie der Sandgräber ursprünglich eine Tendenz zu Monogamie und kooperativer Jungenaufzucht gab«, sagt Susanne Holtze, die am Leibniz-Institut für Zoo- und Wildtierforschung (IZW) in Berlin vor allem zur außergewöhnlichen Langlebigkeit der Nacktmulle forscht. »Allerdings scheint es für den Nachwuchs der heutigen Nacktmulle in ihrem unterirdischen Lebensraum sehr schwierig und risikoreich zu sein, abzuwandern und eine eigene Familie zu gründen. So bleiben sie und helfen den Eltern bei der Aufzucht ihrer Geschwister. Darüber opfern sie sogar die eigene Fortpflanzung.« Die ist bei den Nacktmullen zudem sehr aufwendig. Die Königin kann viermal im Jahr bis zu 30 Junge werfen. Allein die Milchproduktion ist da eine riesige körperliche Anstrengung. »Womöglich hat sich die Arbeitsteilung der Nacktmulle auch daraus ergeben, dass beides – Nahrungssuche und Reproduktion – für ein Tier allein zu anstrengend ist«, sagt Holtze. »Es braucht die Familie.«

Aber ist es überhaupt statthaft, im Tierreich von Familien zu sprechen? »Ganz klar: ja«, sagt IZW-Direktor Heribert Hofer. »Die Verhaltensforschung definiert Familie im

Tierreich als eine soziale Organisation, in der Männchen und Weibchen ihre Jungtiere analog zum traditionellen westlichen Familienmodell gemeinsam aufziehen.« Damit einen moralischen Anspruch zu verbinden, sei allerdings verfehlt. Noch bis vor etwa 25 Jahren ging die Wissenschaft davon aus, dass die soziale Einheit auch eine genetische sei. »Doch moderne Vaterschaftsanalysen haben ergeben, dass sogar beim Menschen in westlichen Gesellschaften etwa 14 Prozent des Familiennachwuchses Kuckuckskinder sind«, sagt Hofer. Noch größere Fremdgehquoten finden sich im Tierreich. Bei den Vögeln, die lange als Paradebeispiele für intakte Familienverhältnisse galten, sind es bis zu 75 Prozent. »Wir müssen also die soziale Organisation von der genetischen trennen«, sagt Hofer. Eine interessante Frage sei dabei zum Beispiel, wie die Weibchen ihre Partner täuschen. Während sie wissen, dass sie ihren eigenen Nachwuchs großziehen, fehlt den Männchen diese Gewissheit.

Die weiblichen Tüpfelhyänen treiben die Geburtenkontrolle auf die Spitze. Ihre Geschlechtsorgane haben sich im Laufe der Evolution so entwickelt, dass eine Paarung gegen ihren Willen unmöglich ist. Die Hyänen betreiben einen hohen Aufwand beim Nachwuchs. »Sie bekommen nur wenige Junge und säugen diese bis zu zwei Jahre lang. Die richtige Partnerwahl ist für sie extrem wichtig«, erläutert Oliver Höner, der am IZW das Sozialverhalten der Raubtiere erforscht. Und

**Alle Weibchen
haben die Anlage
zur Herrscherin.
Aber es kann nur
eine geben.**

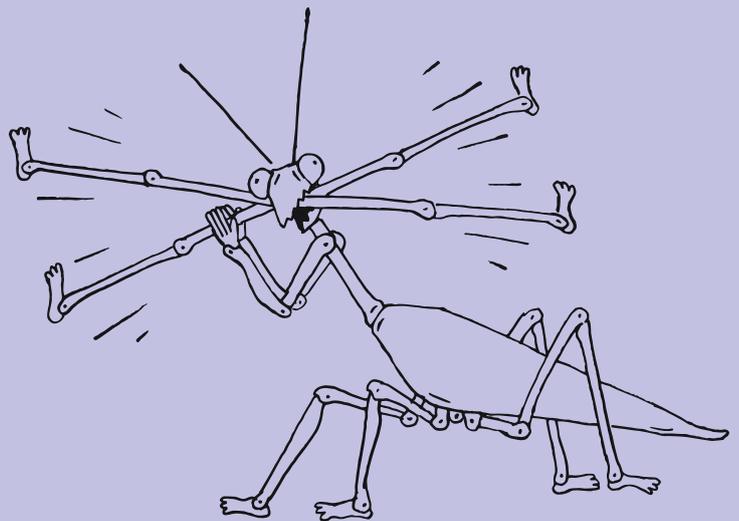




**Statt mit dem
Männchen lebt
das Lemuren-
weibchen in
einer Frauen-WG.**

62

**Die Befruchtung
klappt auch mit
angeknabbertem
Männchen.**



das ist durchaus speziell: In den bis zu 120 Tiere zählenden Clans der Hyänen herrscht ein ausgeprägtes Matriachat. Neuankömmlinge haben es schwer. Selbst das Weibchen mit dem niedrigsten Rang steht in der Gruppenhierarchie über dem höchstrangigen eingewanderten Männchen. Bemerkenswert ist auch, dass jedes Tier zu jedem Zeitpunkt den exakten Platz aller Gruppenmitglieder in der Hierarchie kennt. Da keine Analogien zum Menschen zu ziehen, fällt selbst dem Wissenschaftler schwer. »In einer Hyänengruppe gibt es Loser und Favoriten, politische Ränkespiele und schnell wechselnde Koalitionen, die manchmal dazu führen, dass ein Tier binnen Minuten von einem Konkurrenten aus der Gruppe verdrängt wird. Das hat schon etwas von Seifenoper.«

Deutlich weniger komplex ist das Familienleben der Gottesaubeterin. Die meiste Zeit des Jahres kommt es für das Männchen darauf an, den Weibchen aus dem Weg zu gehen. Die fressen nämlich so ziemlich jeden, der ihnen in die Fänge gerät. Auch die Familienplanung kann tödlich enden. Wenn das Männchen nicht aufpasst, wird es noch während des Geschlechtsakts von seiner Angebeteten aufgefressen; die Befruchtung klappt auch mit angeknabberten Männchen.

Einen tieferen Sinn hat der Gattenmord nicht. »Das Männchen ist allenfalls eine fette Beute«, sagt Thomas Schmitt, der das Senckenberg Deutsche Entomologische Institut im brandenburgischen Müncheberg leitet. Um dem Tod zu entgehen, folgen die Männchen mit ihren langen Fühlern den von den Weibchen ausgesendeten Lockstoffen. Vorsichtig schleichen sie sich von hinten an und bespringen das Weibchen urplötzlich, um nicht geschnappt zu werden. Nicht immer mit Erfolg. Thomas Schmitt vermutet, dass sich dadurch evolutionär eine »vernünftige Persönlichkeitsstruktur« durchsetzen soll: Angsthasen und allzu große Draufgänger werden zugunsten einer gesunden Mischung aus Risikobereitschaft und Vorsicht aussortiert.

Die Lemuren leben dagegen ein sehr traditionelles Familienmodell. Abgesehen von ein bisschen Kraulen und Spielen tragen die Männchen dieser nur auf Madagaskar lebenden Feuchtnasaffen denkbar wenig zur Aufzucht der Jungen bei. Die Kinder auch mal tragen? Undenkbar. Die Weibchen der Mausmakis pflegen deshalb enge soziale Beziehungen. Sie bewohnen regelrechte Frauen-WGs, Höhlen, in denen sie gemeinsam schlafen und ihre Jungen aufziehen, wenn sie morgens von der Futtersuche kommen. Gegenseitiger Nutzen und scheinbar Harmonie pur. Ganz anders ist

es bei den Rotstirnmakis, einer weiteren Lemurenart: Bei ihnen werden junge Weibchen mitunter ohne Vorwarnung aus der Gruppe vertrieben. »Vermutlich aus Konkurrenz um Fortpflanzungsmöglichkeiten«, sagt Claudia Fichtel vom Deutschen Primatenzentrum, dem Göttinger Leibniz-Institut für Primatenforschung, die auf der Insel vor Ostafrika das Sozialverhalten der Lemuren erforscht. »Den Tieren bleibt jedes Jahr nur ein kurzes Zeitfenster für die Paarung.«

Immer wieder geht es bei Familienstress im Tierreich um die Fortpflanzung. Ganz entspannt geht es hingegen die Seegurke *Stichopus vastus* an, eine Minimalistin in Sachen Familienleben. Normalerweise geben die trägen, am Meeresboden entlang kriechenden Tiere Eizellen und Spermien in das Wasser ab, aus denen sich dann Larven bilden. Im Labor des Leibniz-Zentrums für Marine Tropenforschung (ZMT) aber verdrehte sich ein Tier so lange, bis es sich in zwei Hälften teilte. An den Enden wuchsen der fehlende Mund beziehungsweise ein Hinterteil nach. Warum das passiert, darüber kann Holger Kühnhold vom ZMT nur spekulieren: »Möglicherweise ein Plan B, wenn es an Partnern mangelt oder es ein Übermaß an Futter gibt.« Einen gravierenden Haken hat die Selbstteilung dann aber doch. Sie erzeugt genetische Klone, die Durchmischung des Erbguts zweier Elterntiere bleibt aus. »Auf Dauer ist das ein Ausschlusskriterium für eine erfolgreiche Evolution.«

Ob Tiere in einer Familie leben, in komplexeren Organisationsformen vorkommen oder allein bleiben, ist oft eine Kosten-Nutzen-Abwägung. Der Lebensraum sowie das Streben, zu überleben und die eigenen Gene weiterzugeben, können das Knüpfen familiärer Bande anregen oder es verhindern. Dennoch weisen auch verwandte Tierarten unter identischen Lebensbedingungen mitunter völlig verschiedene Familienstrukturen auf.

Heribert Hofer kennt das aus Afrika: In der Serengeti teilen sich Tüpfelhyäne, Afrikanischer Wildhund, Löwe, Leopard und Gepard den Lebensraum. Der eine lebt in großen Clans, der andere in erweiterten Kernfamilien, im Rudel oder als Einzelgänger. Mal dominieren die Weibchen die Reproduktion, mal werden sie unterdrückt. »Wir wissen noch nicht, was dafür die Ursachen sind, die Umwelt allein kann es aber nicht sein«, sagt Hofer. »Vermutlich liegen die Gründe tief in der Stammesgeschichte der Arten.«

Viel zu tun für Systematiker und Verhaltensforscher. Auch für Familien im Tierreich gilt: Es ist kompliziert.

Antarams Reise



64

Im April 1915 begann der Völkermord an den Armeniern. Nazan Maksudyan vom Leibniz-Zentrum Moderner Orient erzählt die Geschichte einer Überlebenden: ihrer Urgroßmutter.

Text & Fotos NAZAN MAKSUDYAN

Meine Urgroßmutter war die stärkste Frau, die ich je kannte. Antaram Abrahamian, spätere Boghossian, war das unangefochtene Oberhaupt unserer Familie. Sie arbeitete unermüdlich, schlief wenig und kümmerte sich liebevoll um ihre beiden Töchter, deren Kinder und sogar um ihre Urenkel. Nie beschwerte sie sich über ihre Verpflichtungen und hatte den feinsten Sinn für Humor. Wie mein Vater nannte ich sie »Medzmama«, Armenisch für Großmutter. Aber nicht nur uns, den Verwandten, war es vorbehalten, sie so zu nennen. Auch Nachbarn, Freunde und Bekannte, ob jung oder alt – alle riefen sie »Medz«. Die Große.

Als Kind habe ich mich immer gefragt, warum. Später nahm ich an, sie spürten und respektierten wohl schlicht ihre Autorität, bewunderten ihre Geduld, vor allem aber ihre Widerstandskraft. Schließlich hatte sie sich in einer grausamen Welt, die sie schon früh zur Waise gemacht hatte, stets geweigert, aufzugeben. Stattdessen war Antaram – »die Unvergängliche« – ihrem Namen treu geblieben und hatte die Stärke gefunden, ihr Leben neu zu beginnen.

Sie stammte aus Çengiler, einem Dorf in der Nähe der Stadt Bursa im Westen Anatoliens. Die große Mehrheit seiner etwa 5.000 Einwohner waren Armenier, die von ihren Olivenhainen lebten oder Handwerke wie das Schmieden von Hufeisen, Zinn und Gold oder die Ledergerberei betrieben. Çengiler war außerdem eines der Zentren der Seidenraupenzucht und der Spinnerei, der wichtigsten Industrien in und um Bursa. Hunderte Bewohner bedienten die mehr als 500 dampfbetriebenen Spinnräder in den Werkhallen.

1913 gründeten die Menschen des Dorfs eine Kooperative. Wie eine Nachbarschaftsbank förderte sie kleine Geschäfte und Handwerksbetriebe. Ihre Waren lockten tausende Kunden, der Handel blühte auf. 1914 exportierte Çengiler mehr als 2.000 Kilogramm Rohseide nach Lyon, Marseille, Mailand und London. Es waren ruhmreiche Zeiten für die Dorfbewohner. Wichtige Mitglieder der armenischen Gemeinschaft kamen sie besuchen, Intellektuelle, Schriftsteller, Priester und Musiker.

Antaram wurde 1901 in Çengiler geboren. Als erste und einzige Tochter folgte sie auf drei ältere Brüder. Ein vierter Bruder sollte bald hinzukommen. Später würde Antaram sich wünschen, es wäre eine Schwester gewesen.

Im August 1914 entriss die Generalmobilmachung der osmanischen Armee für den Ersten Weltkrieg dem Dorf die Männer. Doch noch bis in den Mai des folgenden Jahres deu-

tete nichts darauf hin, was kommen würde. Dann begannen die Hausdurchsuchungen und die Verhaftungen. Offiziell sollten sie die Bevölkerung dazu drängen, den Behörden ihre Waffen zu übergeben. Ab Juli 1915 schließlich machte die Nachricht von Vertreibungen die Runde.

Am 4. August 1915 umstellten 2.000 Soldaten und Gendarmen das Dorf. Die Deportation begann. Noch Jahrzehnte später erzählte meine Urgroßmutter, wie ihre Familie auf das Deportationsgesetz des osmanischen Parlaments, den »tehcir«, reagierte. Während alle hastig die wichtigsten Habseligkeiten zusammenpackten, war Antarams Mutter Maryam plötzlich verschwunden. Aus dem Keller klang das Splittern von Glas. Unten fanden sie Maryam, die wie rasend Gläser voll Marmelade auf dem Boden zerwarf. Antarams Vater wurde wütend und schrie, sie sei wohl verrückt geworden. Maryam hielt für einen Moment inne. Mit ruhiger Stimme sagte sie: »Glaubst du wirklich, wir werden unser Haus je wiedersehen, hier einen nächsten Winter verbringen, um das zu essen? Wir werden nichts zurücklassen, nichts für die, die für unser Unglück und unseren Verlust verantwortlich sind.«



Antaram und ihre Tochter Sona, 1930er Jahre.



66

Sie sollte Recht behalten. Nach einem kurzen Wortwechsel mit den Dorfältesten zwangen die Gendarmen die etwa 1.200 Familien aus ihren Häusern. Die amerikanischen Missionare, die seit den 1860er Jahren in der Region aktiv waren, berichteten später, dass sich einige zunächst weigerten, das Dorf zu verlassen. Doch man trieb sie auf eine lange und ungewisse Reise. Nur etwa 100 Männer hielten die Osmanen im Dorf zurück. Sie zwangen sie, die Besitztümer der Armenier in die Kirche zu schleppen, wo die Soldaten und Gendarmen alles unter sich aufteilten. Im Anschluss plünderten sie den Rest des Dorfes, brannten alles nieder und ermordeten die Gefangenen.

Çengiler war nun verlassen, sein quirliges Leben ausgelöscht, seine Zukunft zerstört. Selbst die Vergangenheit raubte man dem Dorf: Ein zentraler Teil der osmanischen Unterdrückungspolitik bestand darin, das Andenken an die Armenier und ihre Kultur auszulöschen, etwa durch das Verbot, in der Öffentlichkeit Armenisch zu sprechen. Tausenden Städten, Dörfern, Siedlungen und Plätzen gab man neue Namen. Auch Antarams Geburtsort verschwand von der Karte. Çengiler hieß nun Sugören.

Kaum eine Stunde vom Dorf entfernt, trennten die Soldaten auch die verbliebenen Männer von den Frauen und exekutierten sie am Ufer eines Flusses. Antaram verlor ihren Vater und ihren ältesten Bruder. Rasch verkleidete die Mutter den Jüngsten als Mädchen. Antarams andere beiden Brüder waren bereits vor Jahren nach Bulgarien und Istanbul gegangen, wo sie nun die Ungewissheit über das Schicksal ihrer Familie quälte.

So begannen die drei »Frauen« der Abrahamian-Familie einen langen Marsch, der erst im Osten Syriens enden sollte, im Flüchtlingslager Deir ez-Zor. Ein Überlebender berichtete später, dass sich rund 11.000 Menschen aus der Umgebung Bursas mit ihnen auf den Weg machten. Die drei beteten, dass sie beisammenbleiben konnten. Doch schon bald merkten die Soldaten, dass mit Antarams kleiner »Schwester« etwas nicht stimmte und begannen, an »ihrer« Kleidung zu zerren. Unter dem Kopftuch kam das kurze Haar eines siebenjährigen Jungen zum Vorschein. Trotz der Wehklagen von Mutter und Schwester rissen die Soldaten ihn aus der Gruppe und töteten ihn vor ihren Augen. Bald darauf starb auch Maryam an den Folgen der Erschöpfung, des Hungers und wohl auch des Verlusts.



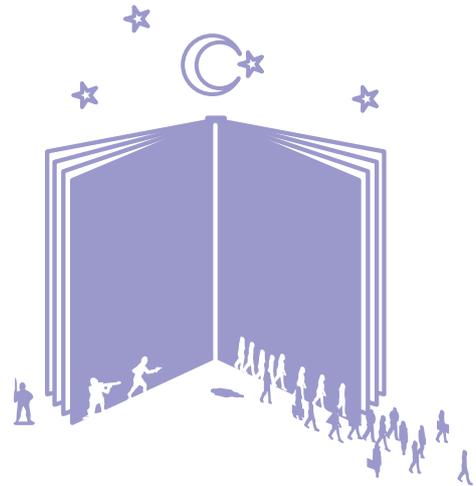
Oben: Armenische Waisenkinder, Zeit und Ort unbekannt. Unten: Antaram und Hmayak nach ihrer Ankunft in Istanbul, 1920er Jahre.

Antaram blieb alleine im Trek zurück, als einziges Familienmitglied erreichte sie das Flüchtlingscamp. Wie meine Urgroßmutter dort als kaum 16-jährige Waise lebte und überlebte, wissen wir nicht. Sie sprach fast nie davon, wie viele Armenier ihrer Generation. Es gibt verschiedene Szenarien und womöglich sind sie alle in Teilen wahr: Sie könnte in einem Waisenhaus gelebt haben, auch ältere Mädchen fanden dort Zuflucht, wenn sie sich nützlich machten. Es ist auch denkbar, dass sie bei anderen Bewohnern des Dorfes blieb, der einzigen Verbindung zu ihrem früheren Leben. Waren sie ihre Beschützer? Vielleicht zogen sie im Lager gemeinsam von Unterschlupf zu Unterschlupf, blieben eng beinander. Vielleicht schuftete Antaram in einer der osmanischen Fabriken, die im syrischen Homs und Hama errichtet wurden, und musste dort die Kriege ihrer Vertreiber unterstützen.

Wie alle im Lager muss sie unter Krankheiten, Hunger und Elend gelitten haben. Zeitzeugen berichten zwar auch von Barmherzigkeit gegenüber den Kindern. Meist sprechen sie aber von Arbeitsdiensten, Zwangskonvertierung, ständiger Gewalt und sexuellem Missbrauch. Bis zum Ende des Krieges harnte Antaram in Deir ez-Zor aus. Als der Waffenstillstand 1918 ihre Zeit in der Wüste beendete, machte sie sich wie viele andere Überlebende auf den Weg ins irakische Basra.

In der Stadt fand ihre Einsamkeit ein Ende: Sie traf und heiratete meinen Urgroßvater, Hmayak Boghossian. Wie es ihn nach Basra verschlug, ist eine weitere unerzählte Geschichte — auch mein Urgroßvater hat nie über diese Zeit gesprochen. Als die Deportationen begannen, muss er etwa 18 Jahre alt gewesen sein. Er stammte aus Shadakh, dem heutigen Çatak, das südlich der Stadt Van liegt und eines der wichtigsten armenischen Zentren im äußersten Osten Anatoliens ist. Mit großer Wahrscheinlichkeit war er dort Teil des Widerstands gegen die osmanische Armee. Eine Zeit lang konnte sich die Stadt erfolgreich verteidigen, doch nach der Eroberung wurde fast die gesamte Bevölkerung getötet. Mein Urgroßvater zählte zu den wenigen, die in den britisch besetzten Irak entkommen konnten.

Als die Großeltern meines Vaters sich 1919 am Persischen Golf trafen, waren sie um die 20. Sie hatten die vergangenen vier Jahre fernab ihrer Heimat verbracht und große Teile ihrer Familien verloren. Wie fanden sie an diesem fremden Ort zueinander? War es Liebe oder die gemeinsame Erfahrung, die sie einander näher brachte? Oder arrangierte die armenische Kirche die Ehe?



EIN DUNKLES KAPITEL

Es begann am 24. April 1915 mit einer Verhaftungs- und Deportationswelle im damaligen Konstantinopel. »Aghet« — die Tat, die ins Innere dringt und zerstört — nennen die Armenier den Mord an ihrem Volk. Zwischen 800.000 und 1,5 Millionen Männer, Frauen und Kinder fielen den Strapazen der Vertreibung zum Opfer oder wurden von Soldaten der osmanischen Armee ermordet. Das Deutsche Reich, einer ihrer Verbündeten, schaute tatenlos zu, einige Generäle beteiligten sich an der Planung und Durchführung des Genozids. Die Türkei hadert bis heute mit ihrer Verantwortung für die Taten, auch, weil die Zeit eng mit dem Gründungsmythos des Landes verbunden ist. Wie die Geschehnisse bezeichnet werden, ist ein Politikum. Als der Deutsche Bundestag in seiner »Armenien-Resolution« zum 100. Jahrestag der Vorgänge offiziell von Völkermord sprach, führte das zu schweren Spannungen mit der Türkei.



Oben: Antarams älteste Tochter Maryam (benannt nach Antarams Mutter) mit einer Cousine am Bosphorus, 1950er Jahre. Rechte Seite (im Uhrzeigersinn): Antarams Bruder Sahak vor seinem Haus in Istanbul, 1930er Jahre; Antaram und ihr Enkel Vartan, Nazan Maksudyans Vater, 1960er Jahre; Antaram und ihre Urenkelin Nazan, unsere Autorin, 1980er Jahre.

Sicher ist: Das frischverheiratete Paar befand sich unter denen, die die Briten aus Basra in eine neue Heimat bringen wollten. »Sie setzten uns in ein Boot und brachten uns nach Istanbul«, erzählte meine Urgroßmutter immer wieder, mit Dankbarkeit in der Stimme. Sie überlebte die Deportation, den Genozid und die Flüchtlingslager, durchlitt Unterernährung, Misshandlung und sexuelle Belästigung. Die Hoffnung auf ein neues Zuhause hielt sie am Leben. Weil die Armenier des nach dem Krieg britisch besetzten Istanbul mit Ausnahme weniger prominenter Intellektueller von den Massakern und Deportationen verschont geblieben waren, traf sie dort ihren Bruder Sahak.

Die Reise zu ihm muss Wochen gedauert haben. Ob schon sie über das warme Mittelmeer segelten, waren meine Urgroßeltern häufig hungrig, erschöpft und froren. Die Furcht, die Verzweiflung und die Angst der vergangenen vier Jahre aber waren verschwunden. Sahak nahm seine Schwester und ihren Mann in seinem Haus in İcadiye auf, einer großen armenischen Gemeinde auf der asiatischen Seite der Stadt. Er machte sie zu Teilhabern seiner Schlachtereier. So konnten sie sich niederlassen und eine Familie gründen. Antaram sah ihre Töchter heiraten und ihre Enkel und Urenkel aufwachsen. Die gesamte Familie lebte in der Nachbarschaft. Meine Eltern wohnen noch heute in dem Haus, in das sie 1977 nach ihrer Hochzeit zogen, nur einen Block von der Schlachtereier der Urgroßeltern entfernt.

Antaram entfernte sich in ihren über 80 Lebensjahren keinen Zentimeter mehr von ihrem Haus. Ihr Heimatdorf Çengiler, das kaum zwei Stunden entfernt lag, sah sie nie wieder. Weder besuchte sie ihren zweiten Bruder und seine Familie im Ausland, noch begleitete sie ihren Ehemann, als der nach Jahren der Sehnsucht armenische Verwandte in der Sowjetunion besuchte. Sie weigerte sich sogar, in den europäischen Teil der Stadt zu fahren, weil sie keinen Fuß auf ein Boot setzen wollte, das den Bosphorus überfährt.

In all den Jahren machte sie nichts so glücklich, wie die tiefverwurzelten Obstbäume in ihrem Garten, deren Früchte sie Glas um Glas für den Winter einkochte.



NAZAN MAKSUDYAN

erforscht am Leibniz-Zentrum Moderner Orient das Schicksal von Waisenkindern im Osmanischen Reich des 19. und 20. Jahrhunderts. Immer wieder ist der Genozid an den Armeniern dabei ein Thema, denn die meisten Überlebenden waren Kinder. Auch Maksudyan selbst ist Armenierin, ihre Urgroßmutter war eine der Waisen. »Eine Überlebende in der Familie gehabt zu haben, ist für mich als Historikerin von großem Wert. Antarams Geschichte ist ein Paradebeispiel für das kollektive Gedächtnis einer Familie, die das Erlebte von Generation zu Generation weitergibt. Ihre Töchter haben sie meinem Vater erzählt, er erzählte sie mir. Seine Erinnerungen habe ich mit den Berichten anderer Zeitzeugen und weiteren Quellen abgeglichen. Trotzdem ist die Geschichte meiner Urgroßmutter weit davon entfernt, vollständig zu sein. Sie schwieg über viele Details.«

[R]Ein Recht

Das Sabbatical — der Ausstieg auf Zeit — bedeutet für Arbeitgeber, Beschäftigte gehen zu lassen, um sie langfristig an die Organisation zu binden. Das ist kein Widerspruch, sondern eine mögliche Maßnahme, die Mitarbeiterbindung an das Unternehmen zu stärken. Die deutsche Wirtschaft hat längst erkannt, wie wichtig gut gestaltete Rahmenbedingungen bei der Vereinbarkeit von Berufs- und Privatleben sind — vor allem auch, um Fachkräfte zu gewinnen und dauerhaft zu halten.

Die Motive der Beschäftigten liegen auf der Hand: Zeit für Reisen, ehrenamtliches Engagement oder individuelle Weiterbildung wie ein weiterer Abschluss oder eine Promotion stehen oben auf der Wunschliste. Zu einem befristeten Ausstieg bewegen aber auch die Pflege von Angehörigen oder eine längere Regenerationsphase. Sie wird häufig genutzt, um nach der »Rush Hour des Lebens« zwischen dem 20. und dem 40. Lebensjahr etwas zu entschleunigen und anschließend wieder mit neuer Energie durchzustarten. So kann das Sabbatical als freiwilliges Angebot zu einer Win-Win-Situation für Arbeitgeber und Beschäftigte gleichermaßen werden. Neu gewonnene Eindrücke oder Erfahrungen der Rückkehrenden können zum Beispiel im betrieblichen Kontext zielführend genutzt werden.

Wie das Sabbatical organisiert wird, ist von Unternehmen zu Unternehmen unterschiedlich. Häufig wird die Auszeit entweder über Gehaltsverzicht (die Beschäftigten arbeiten Vollzeit bei Teil-

zeitgehalt und sparen so für die Auszeit an) oder durch Vorarbeiten (Stichwort Lebensarbeits- beziehungsweise Langzeitkonten) ermöglicht. Einige Unternehmen richten Freistellungen von bis zu zwei Jahren ein. Studien zeigen aber, dass Sabbaticals in der Regel zwischen drei und zwölf Monaten dauern.

Ein Sabbatical-Angebot ist personalpolitisch interessant — und organisatorisch eine Herausforderung. Gerade kleinere Unternehmen begegnen einem Zwiespalt: Durch den Fachkräftemangel findet sich schwieriger ein Ersatz für die Beschäftigten in Auszeit. Gleichzeitig machen flexible Arbeitszeitmodelle kleine und mittlere Unternehmen im Wettbewerb um Talente für die begehrten Fachkräfte attraktiv. Nichtsdestotrotz sind Angebote zu Sabbaticals vor allem in großen Unternehmen häufiger anzutreffen, weil dort die Personaldecke dicker ist. Wenn jemand in einem kleinen Unternehmen für längere Zeit ausfällt, macht sich das sofort und auch deutlich bemerkbar. Es darf nicht vergessen werden: Mehr als 99 Prozent der Unternehmen in Deutschland sind kleine und mittlere Betriebe, davon hat die ganz überwiegende Mehrheit weniger als zehn Beschäftigte. Ein zusätzlicher gesetzlicher Anspruch auf Auszeit (neben den vielen schon bestehenden Ansprüchen) würde die Arbeitgeber belasten und den Mittelstand — das Rückgrat unserer Wirtschaft — quasi personalpolitisch schachtmatt setzen. Besonders ärgerlich und widersprüchlich ist, wenn ein Arbeitgeber we-

gen des Sabbaticals auch noch von Teilen der Politik herabgesetzt wird: weil er Sabbatical-Lücken mit befristeten Arbeitsverträgen oder Zeitarbeit füllt, diese Beschäftigungsformen aber dann als »atypisch« oder gar »prekär« diffamiert werden.

Die Fachkraft in Auszeit zu ersetzen, ist nicht die einzige Herausforderung. Zusätzlich kann es bei den Kolleginnen und Kollegen zu Unmut oder Neid kommen, wenn diese die Möglichkeit eines Sabbaticals nicht nutzen wollen oder können. Zudem sind die Fachkompetenz und das Erfahrungswissen in der Freistellungsphase für das Unternehmen nicht (sofort) abrufbar.

Daher muss das Angebot von Sabbaticals für Beschäftigte ein möglicher, aber stets freiwilliger Baustein für einen attraktiven Arbeitgeber mit einer mitarbeiterorientierten Personalstrategie bleiben.

auf Auszeit?

Sabbatical

Fast jede(r) zweite Deutsche wünscht sich eine Auszeit. Einige Monate zur Erholung, für die Kinder, zum Lernen. Oder einfach, um mal Zeit zum Nachdenken zu haben oder etwas Neues auszuprobieren. Auch die Politik hat mittlerweile erkannt, dass so eine Auszeit nicht nur eine wichtige Rolle für die Lebensqualität spielt, sondern dazu beiträgt, dass Menschen länger, gesünder und motivierter am Erwerbsleben teilnehmen. Sie schafft wichtige Freiräume für die Familie, etwa für die Pflege von Angehörigen. Außerdem gibt sie Zeit für Bildung und berufliche Weiterentwicklung. Falls nötig kann sie so helfen, Sackgassen oder Unzufriedenheit im Beruf zu überwinden.

Sabbaticals sind also keineswegs nur ein individueller Luxus, sondern haben eine wichtige arbeitsmarkt-, bildungs-, familien- und sozialpolitische Funktion. Doch trotz des hohen Interesses von Politik und Öffentlichkeit spielt das Sabbatical in Deutschland bislang kaum eine Rolle. Nach einer Umfrage des Instituts der Deutschen Wirtschaft in Köln bietet derzeit gerade einmal einer von zehn Betrieben die Möglichkeit eines Sabbaticals an. Ein Rechtsanspruch darauf besteht derzeit nicht. Beschäftigte müssen auf die Zustimmung ihres Arbeitgebers hoffen.

Sie können sich zum Beispiel in Form eines Sonderurlaubs freistellen lassen. In dieser Zeit erhalten sie aber weder Gehalt, noch werden Sozialversicherungsbeiträge abgeführt. Soll die Auszeit

ein echtes Sabbatical sein, finanziell und sozial abgesichert, muss man sie sich ersparen, in der Regel durch Mehrarbeit oder den Verzicht auf einen Teil des Einkommens. Und hier beginnen die Probleme.

Die Politik hat in den vergangenen 20 Jahren sehr stark auf das Langzeitkonto gesetzt. Das schien eine kostengünstige Lösung zu sein, da die Beschäftigten sich selbst ihre Auszeit erarbeiten, Stunde um Stunde. Doch gerade einmal zwei Prozent der Betriebe bieten heute Langzeitkonten an. Zudem zeigen sich erhebliche soziale Ungleichheiten bei der Nutzung von Sabbatical-Angeboten. Beschäftigte mit niedrigen Individual- und Haushaltseinkommen, in untypischen Arbeitsverhältnissen (zum Beispiel Freischaffende oder Leiharbeiter) oder mit hohen außerberuflichen Belastungen durch Kinderbetreuung und Pflegeaufgaben (also vor allem Frauen) können sie kaum nutzen. Ein Sabbatical muss man sich leisten können.

Und schließlich stoßen Sabbaticals in der betrieblichen Praxis häufig auf Vorbehalte der Personalverantwortlichen, aber auch der Beschäftigten selbst. Viele Vorgesetzte fürchten Probleme bei der Arbeitsorganisation und fordern die allzeitige Verfügbarkeit ihrer Mitarbeiter. Viele Beschäftigte fürchten Einkommens- oder Karriereachteile bei der Rückkehr in den Betrieb.

Für die Politik zeigt sich deshalb großer Handlungsbedarf. Soll das Sabbatical in Deutschland Normalität werden und allen gleichermaßen

offenstehen, sind grundlegende institutionelle Verbesserungen nötig.

Ein Rechtsanspruch mit finanzieller und sozialer Absicherung könnte dem Sabbatical Aufwind geben. Das zeigt das Beispiel Belgiens, wo er schon 1985 eingeführt wurde. Jährlich nehmen rund drei Prozent der Beschäftigten ihr Recht wahr, 2014 waren es 200.000 – Tendenz weiter steigend. Wichtig erscheint es darüber hinaus, die Auszeit gut in der betrieblichen und tariflichen Praxis zu verankern. Hier sind alle Akteure gefragt: Arbeitgeber, Gewerkschaften, Betriebs- und Personalräte und die Bundesagentur für Arbeit.

Dass ein solcher Ansatz funktionieren kann, zeigt etwa der Öffentliche Dienst. Sabbaticals sind hier vor allem für Beamte und Lehrer klar geregelt. Auch in großen Industriebetrieben gibt es Vorreiter. Bei einem großen Automobilhersteller im Süden Deutschlands ist das Sabbatical seit vielen Jahren fester Bestandteil der Unternehmenskultur. Jedes Jahr machen rund drei Prozent der Mitarbeiter aus allen Bereichen einfach mal Pause.

PHILIP WOTSCHACK

Ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, einem Leibniz-Institut.



**Alexandra
Kollontai
DIE LIEBE DER
DREI
GENERATIONEN**



**Sage mir offen,
Mutter, wenn ich dein
zwanzigjähriger
Sohn wäre, würdest
du auch entsetzt sein,
wenn er Verkehr
mit Frauen hätte, die
ihm gefallen?**

72

Der Abdruck erfolgt mit freundlicher
Genehmigung des Verlags Stroemfeld/Roter Stern.
© Copyright 1972, 1980 by Stroemfeld/Roter
Stern, Basel/Frankfurt a. M.



Eines Morgens fand ich im Amt unter einem Haufen geschäftlicher und privater Briefe ein dickes Kuvert, das meine Aufmerksamkeit erregte. Ich vermutete darin einen Zeitungsartikel und öffnete es. Aber es war ein viele Seiten langer Brief. Ich suchte die Unterschrift — Olga Wesselowskaja. Was mochte das bedeuten? (...)

»Ich schreibe Ihnen privat, ganz privat — wie nur ein Parteigenosse einem anderen Parteigenossen und Kameraden schreiben kann. Ich schreibe Ihnen aber auch als eine Frau, die öfter als ich mit solchen Fragen zu tun hat und mir vielleicht helfen kann, einen Ausweg aus dieser unerträglichen und niederdrückenden Stimmung zu finden. Ich bin in eine Sackgasse geraten. In meinem ganzen 43jährigen Leben war ich nicht in einer so närrischen, unwürdigen Lage. (...)

Erinnern Sie sich noch an meine Mutter? Sie lebt und hat die Leitung der Wanderbibliothek im N.schen Gouvernement noch nicht aus den Händen gegeben und arbeitet im Volksbildungskomitee. Sie kannten meine Mutter persönlich, daher brauche ich sie Ihnen nicht zu schildern. (...)

Meine Mutter hatte aus Liebe und gegen den Willen ihrer Eltern einen Offizier geheiratet. Sie lebte in einer kleinen Provinzstadt als Regimentskommandeuse. Nach ihren eigenen Worten war sie eine Zeitlang glücklich. Sie hatte zwei Söhne und galt als mustergültige Hausfrau. Ihr Mann vergötterte sie. Aber allmählich begann das passive, zu große Wohlleben der Regimentskommandeuse sie zu bedrücken. Sie wissen ja, was für eine unerschöpfliche Energiequelle meine Mutter Marja Stepanowna gewesen ist. Sie hatte eine für jene Zeit sehr gute Erziehung genossen, war sehr belesen, oft im Ausland gewesen und hatte einen Briefwechsel mit Tolstoi geführt. Sie werden begreifen, daß ihr der Regimentskommandeur nicht genügen konnte.

Das Schicksal führte sie mit dem Kreisarzt Sergei Iwanowitsch Wesselowsky zusammen. Sergei Iwanowitsch, mein Vater, war ein Mensch wie aus einer Tschechowschen Erzählung (...). Er war ein hübscher, kräftiger Mann, liebte dieselben Bücher wie meine Mutter, konnte stimmungsvoll und mit Gefühl über Not und Elend des Bauernstandes reden, trauerte über das arme, in Finsternis lebende Volk und träumte platonisch von der



Möglichkeit, Bibliotheken und Schulen einzurichten und Aufklärungsarbeit zu leisten.

Es kam, wie es kommen mußte. An einem heißen Sommerabend, als der Regimentskommandeur im Manöver war, fand sich meine Mutter in den Armen meines Vaters ... Das Buch über die »Wanderbibliotheken in Neuseeland« blieb ungelesen im Grase liegen (...)

Meine Mutter zog zu Sergei Iwanowitsch und ging sofort an die Verwirklichung ihrer alten Idee, für die auch der Tschechowsche Held, mein Vater, schwärmte, an die Errichtung einer Wanderbibliothek. Die Verwirklichung dieses Planes brauchte ungeheure Energie und Anstrengung, denn es waren damals Jahre der heftigsten Reaktion. Aber meine Mutter kämpfte mit der ihr eigenen Hartnäckigkeit und verhandelte mit den Landräten und dem Gouverneur, fuhr nach Petersburg, benutzte alle freundschaftlichen Beziehungen, gab nicht nach, brachte immer neue Argumente vor. Als der Plan sich seiner Verwirklichung näherte, wurden meine Mutter und der ganz konfuse und verängstigte Sergei Iwanowitsch verhaftet und nach einer nicht sehr entfernten Gegend verbannt. Dort bin ich auch geboren. (...)

Mein Vater fühlte sich sehr unglücklich, wurde duck und kam geistig immer mehr herunter. Aber als er aus der Verbannung zurückkehrte, hatte er den Ruf eines Revolutionärs und betätigte sich auf dem Lande. Meine Mutter wirkte mit neuem Eifer für die Aufklärung im Kreisbezirk. Es schien, als sei das Leben meiner Eltern in ruhige, feste Bahnen gekommen.

Da ereignete sich ein kleiner, unangenehmer Zwischenfall: Meine Mutter traf ihren schon ziemlich kahlen, aber immer noch hübschen Gatten in einer absolut unzweideutigen Situation mit ihrer Viehmagd Arischa an. Der Vater versuchte, sich zu verteidigen. Die Lage war aber komplizierter, als er annahm: Arischa war schwanger.

Da packte meine Mutter ohne lange Erklärungen ihre Sachen und zog mit mir in die Gouvernementsstadt. Meinem Vater hinterließ sie einen Brief, ganz sachlich, ohne Vorwürfe und Klagen. Unter anderem bestand sie darin auf der Sicherstellung von Arischas Kind und ermahnte ihn, Alkohol, nach dem er ein immer stärkeres Verlangen hatte, zu vermeiden. (...)

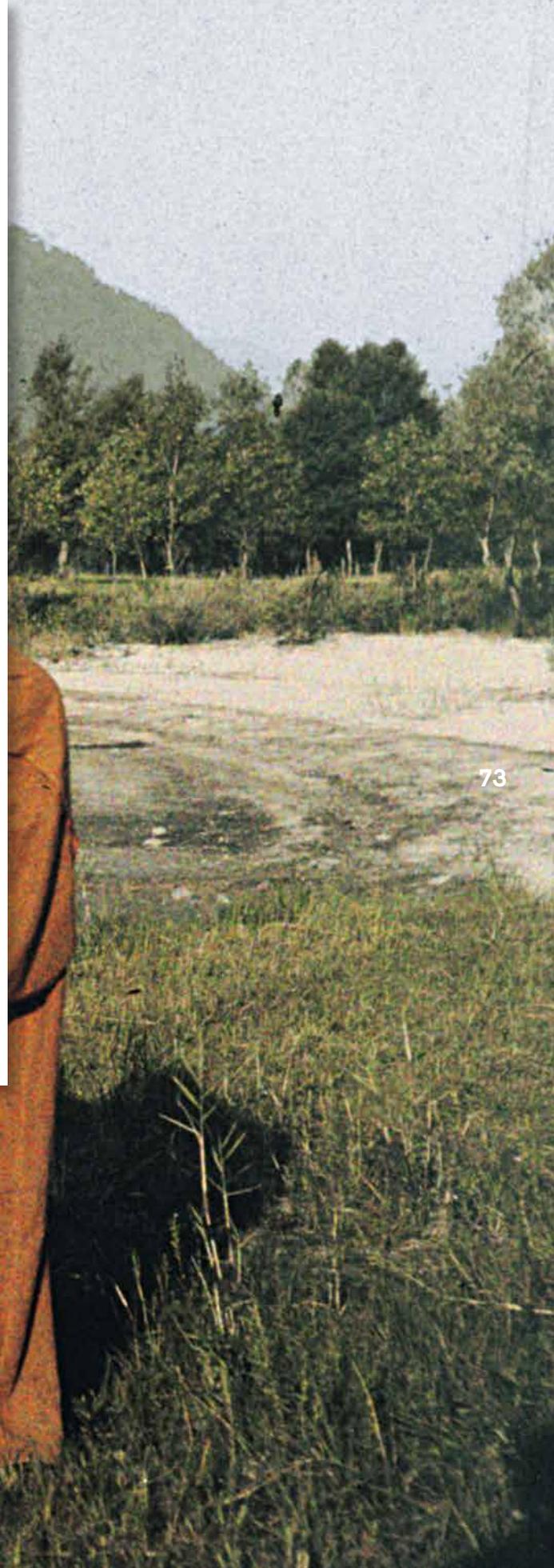


Ich wohnte bei ihr. Von frühster Jugend an waren mir die Gedanken und die Tätigkeit des revolutionären Kreises vertraut; als Halbwüchsige las ich »geheime Literatur« und gewöhnte mich an die »Illegalen« und an das »Illegale«. (...) Ich war noch nicht sechzehn Jahre alt, als man mich zum erstenmal verhaftete, und meine Mutter war sehr stolz darauf. (...)

Während der Revolutionierungsarbeit innerhalb des städtischen Proletariats wurde ich mit einem schon damals hervorragenden Mitglied unserer Kampforganisation bekannt. Er war bedeutend älter als ich und hatte eine gute, revolutionäre »Vergangenheit«. Unter seinem Einfluß wurde ich Marxistin und später steinharte Bolschewistin. Wir lebten zusammen, schlossen jedoch aus Prinzip keine Ehe. Meine Mutter schüttelte zwar den Kopf, fand mich viel zu jung, meinte, daß ich noch warten könnte, mein väterliches Erbteil verspräche Unbeständigkeit in der Liebe, aber schließlich fand sie sich mit der Tatsache ab. Wir zogen zu meiner Mutter und setzten unsere Arbeit fort. Da mein Mann aber »illegal« war, endete es mit einer allgemeinen Verhaftung. Freunde setzten die Befreiung meiner Mutter durch. Ich ging mit meinem Mann in die Verbannung. (...)

Es gelang mir, aus der Verbannung zu entfliehen. Mein Mann blieb dort. Ich kam nach Petersburg. Um meine Spuren zu verwischen, brachten meine Freunde mich als Hauslehrerin in das Haus des gutgestellten Ingenieurs M. (...) Ich kannte diese Kreise überhaupt nicht, sie lagen mir fern und waren mir innerlich fremd. Gleich am ersten Abend geriet ich mit dem Hausherrn aneinander, ich glaube über Bernstein, und zwar mit einer Hitze, die dem Salonmilieu nicht entsprach. Nachher quälte und ärgerte mich meine ganze Unbeherrschtheit die ganze Nacht, und besonders kränkte mich aus irgendeinem Grund der spöttisch-schelmische Blick des Ingenieurs. Etwas an diesem Menschen brachte mich von vornherein in Erregung. Er schien mir äußerst unsympathisch, weit entfernt von ideellen Bestrebungen, und doch wollte ich gerade ihm die Richtigkeit unserer Anschauungen nachweisen, ihn überzeugen und zur Anerkennung unserer Grundsätze zwingen. (...)

Mich ärgerte diese Atmosphäre der Zufriedenheit, dieses so übertrieben zur Schau getragene Familienglück. Die Aufmerksamkeit des



Mannes für seine niedliche Frau, seine ewige Sorge um ihre Gesundheit erregten in mir Ärger, beinahe Bosheit. Absichtlich sagte ich ihm böse, beleidigende Worte über die ›sorgenfreien, wohlgenährten Liberalen‹, über das üppig satte Dasein dieser bürgerlichen Kreise, über die Trivialität ihrer Lebensinteressen, erzählte ihm vom Leben in der Verbannung und brachte die niedliche, nervöse Lydia Andrejewna zu hysterischen Tränen. ›Aber warum tun Sie so etwas?‹ fragte Ingenieur M. vorwurfsvoll und sah mich dabei mit traurigen, aber doch schmeichelnden Augen an. (...)

Es war mir nicht möglich, sie zu verlassen. Ihre Wohnung war nicht nur ein Zufluchtsort für mich, sondern diente auch als bequemer Treffpunkt für meine illegalen Parteigenossen. Als ich davon sprach, daß ich wegziehen wollte, wurden meine Kameraden böse und konnten meine Gründe nicht verstehen. ›Warum verkehren Sie denn mit den Leuten? Halten Sie sich doch abseits.‹ Doch daran war nicht zu denken. Mir schien, als hasse ich die hübsche, satte Gestalt des Ingenieurs M., seine weiche Stimme mit dem rollenden ›R‹ und seinen nachlässigen Gang. Wenn ich ihn aber einige Tage nicht sah, wurde ich nervös. Es quälte mich, daß ich in seinem Hause eine Fremde, eine Überflüssige war. Die geringste Vernachlässigung von ihm verursachte mir heftigen Schmerz. (...)

Einmal hielten mich Parteiangelegenheiten in der Vorstadt länger auf, als ich gedachte hatte. Ich kam spät nachts nach Hause. M. öffnete mir selbst. ›Zurückgekehrt? ... Und ich hatte schon alle Hoffnung verloren!‹ Und ehe ich mich besinnen konnte, lag ich in seinen Armen unter einem Schauer von wilden Küssen. (...)

Sie werden es vielleicht nicht glauben können, aber trotzdem dachte ich gerade zu der Zeit mit besonderer Zärtlichkeit an meinen Mann, der in der Verbannung lebte, und ich tat alles, um ihn freizubekommen. Wenn man mich damals gefragt hätte, wen ich liebte, ohne Besinnen hätte ich geantwortet: ihn, meinen Mann und Freund. Und doch, hätte man von mir gefordert, mich von Ingenieur M. zu trennen, so wäre ich gewiß lieber gestorben. (...) Zu Beginn des Herbstes zeigte sich, daß ich schwanger war ... Sollte ich mich davon befreien? Dieser Gedanke war uns beiden fremd. (...)

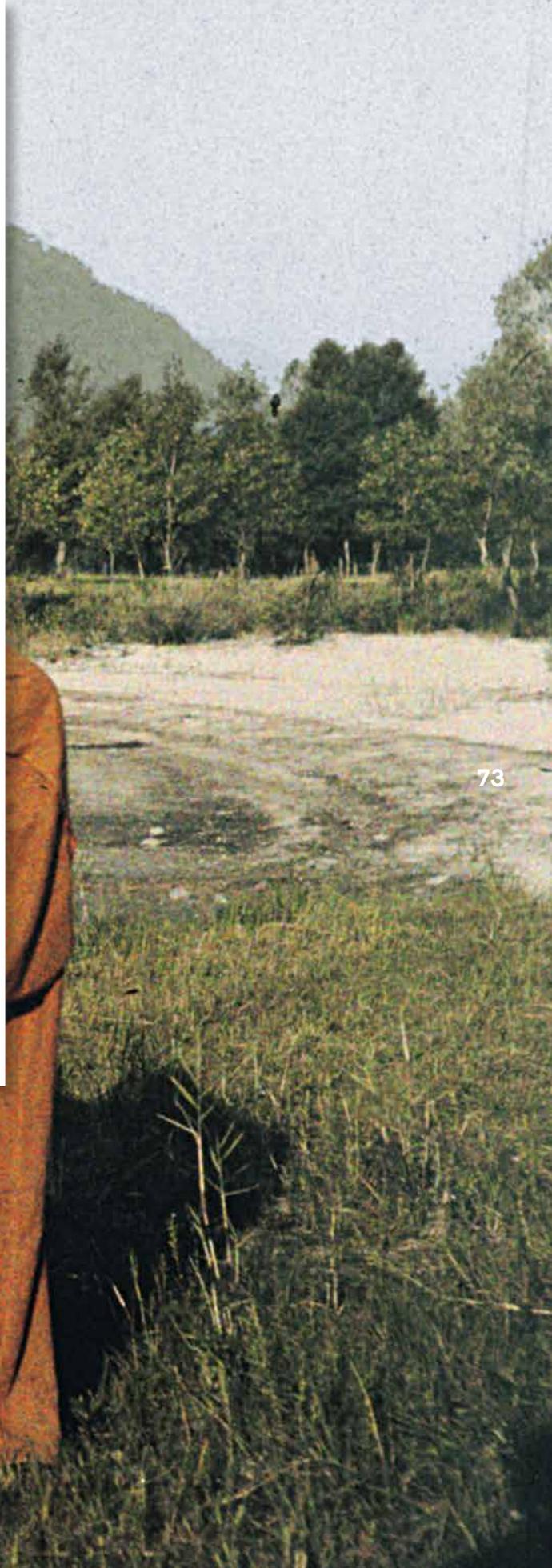


Aber wo ist denn die Tragödie? Werden Sie denken, während Sie ungeduldig meine rücksichtslos lange Selbstbiographie lesen. Das ist ja alles überwunden, vergangen, alte Geschichten. Um was handelt es sich denn eigentlich? (...) Nein, ich kann heute nicht mehr schreiben. Erlauben Sie mir, daß ich zu Ihnen komme. Da Ihnen das Vergangene nun bekannt ist, wird es leichter und einfacher sein, und vor allem kann ich kürzer über das neue Rätsel sprechen, das das Schicksal mir aufgegeben hat und das ich nicht lösen kann. Rufen Sie die Nummer 20751 an, Apparat 31, und sagen Sie, wann ich Sie ganz allein treffe. Abends ist es mir bequemer, so spät wie möglich. Ich erwarte Ihren Anruf.

Mit kameradschaftlichem Gruß
Olga Wesselowskaja«

Einige Tage später, abends zur verabredeten Stunde, kam Olga Sergejewna (Wesselowskaja, Anm. d. Red.) zu mir. Es fiel mir auf, daß sie elend aussah und daß ihre klugen Augen Unruhe verrieten. (...) »Aber kommen wir zu meiner Angelegenheit«, unterbrach mich Olga Sergejewna mit ihrer sachlichen, klaren Stimme, die an die entschlossene Marja Stepanowna erinnerte. »Es handelt sich um meine Tochter Genia. Ich will von Ihnen über sie hören. Vielleicht kann ich der Zeit nicht folgen, sie nicht verstehen, vielleicht handelt es sich um die unvermeidliche Tragik zwischen Eltern und Kindern, vielleicht aber ist es auch anders — Genias Verkehrtheit, das Resultat der abnormen Verhältnisse, unter denen sie erzogen wurde. Seit ihrer frühesten Jugend ist das Mädchel immer hin und her geschoben worden: erst zur Großmutter, dann zu mir, dann wieder zu Freunden. In den letzten Jahren lebte sie in der Fabrik, in einem Großbetrieb, fuhr zur Front, nahm an der Verpflegungskompanie teil und hat da natürlich vieles gesehen, was Mädchen ihres Alters früher kaum ahnten. (...)

Sie wissen, daß ich während der Emigrantenzzeit im Ausland den Genossen Rjabkow getroffen und in Davos gepflegt habe. Seitdem leben wir wie Mann und Frau. Gewiß, ich bin viel älter als er. Er ist, sozusagen, mein Schüler. Aber während dieser sieben Jahre unseres Zusammenlebens herrschte die reinste Eintracht zwischen uns. Zusammen kehrten



wir im Jahre Siebzehn zurück. Zusammen setzten wir uns für die Sowjetregierung ein. (...)

Genosse Rjabkow stand ausgezeichnet mit ihr. Das freute mich, ich hatte gefürchtet, sie würden sich nicht vertragen, aber Genia und Andrei wurden ausgezeichnete Kameraden, schien es mir. Ich selbst schickte sie zusammen ins Theater, auf Meetings, zur Eröffnung von Kongressen. Unser Leben gestaltete sich freundschaftlich und leicht. (...) So war es bis zum Tag ... ja, bis etwas eintrat, das alles veränderte ...« (...)

»Ich errate es, Olga Sergejewna. Es geschah, was in solchen Fällen kaum vermeidlich ist: Genia und Genosse Rjabkow gaben sich einander hin. Aber was finden Sie daran so unerträglich Schreckliches, Gemeines, Schmutziges? Eigentlich sollten Sie es verstehen!«

»Nicht das entsetzt mich! Nicht das!« unterbrach mich Olga Sergejewna leidenschaftlich, »aber was ich nachher in Genias Seele gesehen habe und bei ihm ...«

»Was haben Sie bei ihnen gesehen?«

»Eine mir unverständliche Herzlosigkeit, eine Ruhe, ein Überzeugtsein von ihrem Recht ... etwas Kaltes, Verstandesmäßiges ... fast Zynisches ... verstehen Sie: nicht Liebe, nicht Leidenschaft, nicht Mitleid, kein Schuldbewußtsein und kein Bestreben, aus dieser Lage herauszukommen ... Als ob das alles so sein müßte, als ob ich allein die Verständnislose, die »Rückständige« sei ... Manchmal scheint es mir, als beherrsche Genia und ihn allein die allergemeinste Zügellosigkeit, eine unbegreifliche Lüsternheit — dann wieder zweifle ich, ob ich nicht doch rückständig bin ... Auch meine Mutter, Marja Stepanowna, hat mich nicht verstanden, als ich meine Liebestragödie durchmachte (...)
«

Olga Sergejewna erzählte weiter, wie ihre Tochter während des Dienstes zu ihr ins Büro gekommen sei und die Mutter um eine Audienz von zehn Minuten gebeten habe. (...) Und ohne Einleitung, scheinbar kaltblütig und gefasst, teilte sie der Mutter mit, daß sich eine Schwangerschaft bei ihr bemerkbar mache. Olga Sergejewna war entsetzt. »Aber von wem denn?« rief sie unwillkürlich aus. »Ich weiß es nicht«, antwortete die Tochter. Und die Mutter dachte, Genia wolle den Mann nicht kennen, aber



dann fühlte sie, wie ein Stich ihr durchs Herz ging, eine Vorahnung. (...)

Olga Sergejewna sprach nicht mit ihrem Mann über Genias Mitteilung. Sie hielt das für Genias persönliche Angelegenheit. Wenn sie es will, kann sie es ihm selbst erzählen. Aber eine dunkle Wolke legte sich auf ihre Seele und bedrückte sie schwer. Eine Unruhe machte sich im Unterbewußtsein fühlbar. Zweifel regten sich in ihr, belebten viele kleine Züge des gemeinsamen Lebens zu dritt in einem Zimmer, die sie früher anders gesehen hatte. Olga Sergejewna verachtete sich wegen dieser Gedanken und verscheuchte sie. Aber sie lebten in ihr und störten sie bei der Arbeit. Sie lebten so beharrlich, daß Olga Sergejewna unter dem Vorwand, sich nicht wohl zu fühlen, aus einer abendlichen Sitzung unerwartet nach Hause eilte ... und Genia in den Armen ihres Mannes fand.

»Sie verstehen, mich entsetzte nicht die Tatsache als solche, wohl aber das, was dann geschah. Andrei nahm ruhig seine Mütze, sagte kein Wort zu mir und ging fort. Unwillkürlich schrie ich Genia an: »Warum hast du mich belogen, warum hast du mir gesagt, daß du nicht weißt, von wem du schwanger bist?« Da antwortete Genia mit erstaunlicher Einfachheit: »Ich sage auch jetzt dasselbe, ich weiß es nicht, ob es Andrei ist oder der andere.«

»Wieso der andere?«

»Nun ja, ich hatte in dieser Zeit auch Beziehungen zu einem Kameraden, den du nicht kennst.«

Verstehen Sie, wie mich das alles verwirrt und in Verzweiflung bringt? Genia erzählte mir, daß sie schon damals, als sie mit Liebesgabe zur Front fuhr, geschlechtlichen Verkehr gehabt hat. Aber am wenigsten verständlich, beängstigend war mir Genias offene Erklärung, daß sie keinen geliebt habe und keinen liebe.

»Warum gabst du dich dann hin? Ist der physische Trieb in dir so stark? Du bist doch noch so jung. Das ist nicht normal!«

»Wie soll ich es dir sagen, Mutter, einen eigentlichen »physischen Trieb«, wie du ihn dir offenbar denkst, habe ich wohl nie gehabt, bis ich den anderen traf, mit dem ich in diesen Monaten verkehrte. Jetzt ist auch das vorbei. Aber er gefiel mir, und ich fühlte, daß ich ihm auch gefalle ...



das ist doch alles so einfach, und dann, es verpflichtet ja zu nichts, ich verstehe nicht, Mutter, was dich so aufregt? (...) Nur daß man des Abortes wegen die Arbeit auf zwei, drei Wochen unterbrechen muß, das ist gewiß unangenehm. Aber daran bin ich selbst schuld. In Zukunft werde ich mich besser schützen.« (...)

»Und beide wissen voneinander?«

»Ja, das Verbergen und lügen halte ich für unnötig. Wenn es ihnen nicht paßt, ja, dann brauchen sie mich nicht zu küssen, ich werde doch nach meiner Art leben. Andrei nimmt es ruhig hin, ihm macht es nichts. Nun ja, der andere wurde erst böse, stellte mir ein Ultimatum, aber es blieb ihm doch nichts anderes übrig, als sich zu beruhigen. Jetzt habe ich ihn endgültig verlassen, er wurde mir langweilig. Er ist ungezogen und grob, das liebe ich nicht.«

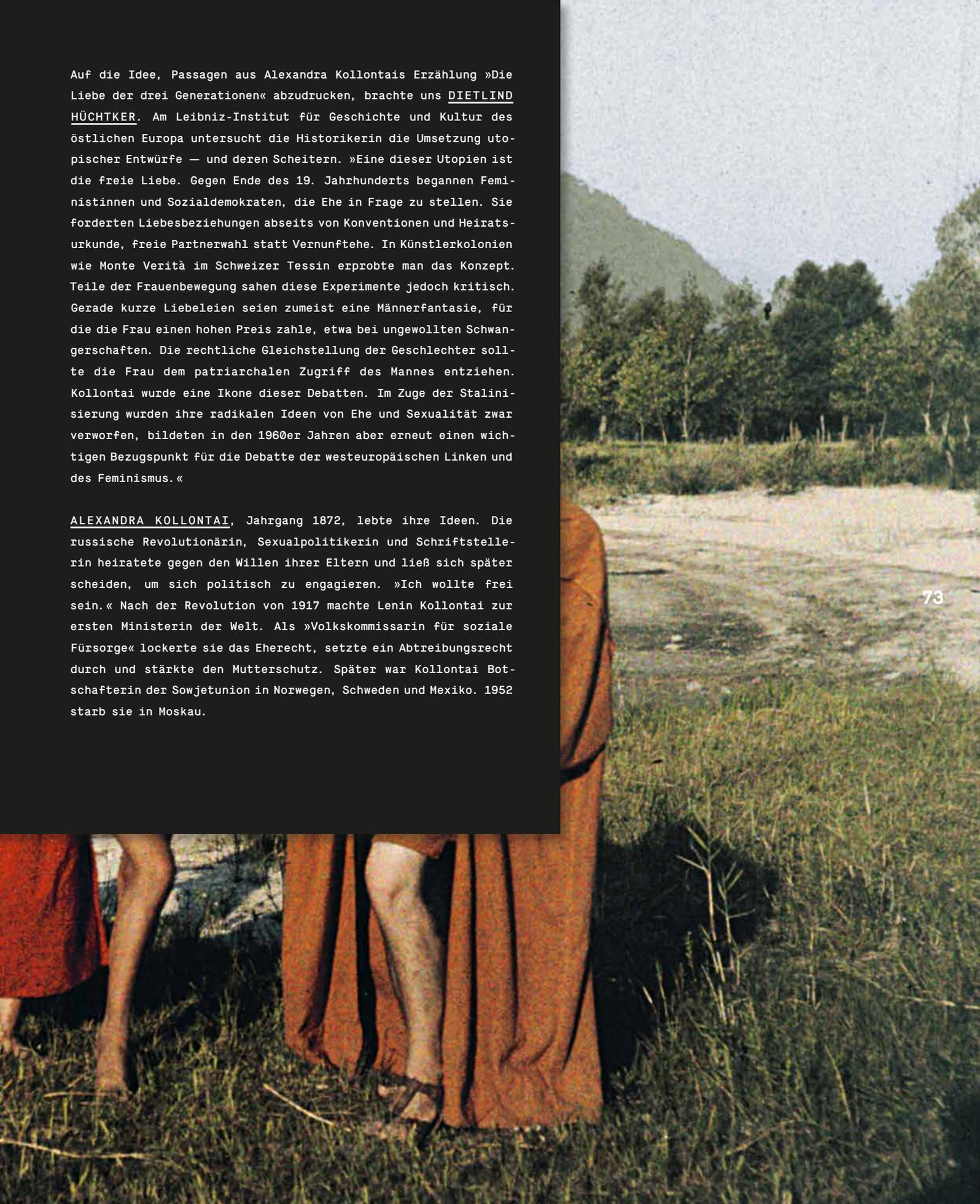
Olga Sergejewna versuchte, ihr die ganze Unzulässigkeit einer so oberflächlichen Einstellung zur ehelichen Gemeinschaft, zum Leben zu beweisen. Aber Genia bestritt das.

»Du sagst, das ist gemein, Mutter, man soll sich nicht ohne Liebe hingeben, du behauptest, ich bringe dich mit meinem »zynischen Anschauungen« zur Verzweiflung. Aber sage mir offen, Mutter, wenn ich dein zwanzigjähriger Sohn wäre, der an der Front gewesen ist und überhaupt selbständig lebt, würdest du auch entsetzt sein, wenn er Verkehr mit Frauen hätte, die ihm gefallen? (...) Würdest du auch über seine »Morak entsetzt sein? (...) Ich kenne meine Verantwortlichkeit gegen die Partei. Aber welcher Zusammenhang ist zwischen der Partei, der Revolution, der weißgardistischen Front, dem Zusammenbruch und allem, was du angeführt hast – und dem, daß ich mich mit Andrei und noch einem anderen küsse ...? Siehst du, ein Kind soll man nicht haben, das geht nicht in dieser Kampfzeit. Ich verstehe das und werde vorläufig um keinen Preis Mutter werden.«



Auf die Idee, Passagen aus Alexandra Kollontais Erzählung »Die Liebe der drei Generationen« abzudrucken, brachte uns DIETLIND HÜCHTKER. Am Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa untersucht die Historikerin die Umsetzung utopischer Entwürfe — und deren Scheitern. »Eine dieser Utopien ist die freie Liebe. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts begannen Feministinnen und Sozialdemokraten, die Ehe in Frage zu stellen. Sie forderten Liebesbeziehungen abseits von Konventionen und Heiratsurkunde, freie Partnerwahl statt Vernunft Ehe. In Künstlerkolonien wie Monte Verità im Schweizer Tessin erprobte man das Konzept. Teile der Frauenbewegung sahen diese Experimente jedoch kritisch. Gerade kurze Liebesleien seien zumeist eine Männerfantasie, für die die Frau einen hohen Preis zahle, etwa bei ungewollten Schwangerschaften. Die rechtliche Gleichstellung der Geschlechter sollte die Frau dem patriarchalen Zugriff des Mannes entziehen. Kollontai wurde eine Ikone dieser Debatten. Im Zuge der Stalinisierung wurden ihre radikalen Ideen von Ehe und Sexualität zwar verworfen, bildeten in den 1960er Jahren aber erneut einen wichtigen Bezugspunkt für die Debatte der westeuropäischen Linken und des Feminismus.«

ALEXANDRA KOLLONTAI, Jahrgang 1872, lebte ihre Ideen. Die russische Revolutionärin, Sexualpolitikerin und Schriftstellerin heiratete gegen den Willen ihrer Eltern und ließ sich später scheiden, um sich politisch zu engagieren. »Ich wollte frei sein.« Nach der Revolution von 1917 machte Lenin Kollontai zur ersten Ministerin der Welt. Als »Volkskommissarin für soziale Fürsorge« lockerte sie das Eherecht, setzte ein Abtreibungsrecht durch und stärkte den Mutterschutz. Später war Kollontai Botschafterin der Sowjetunion in Norwegen, Schweden und Mexiko. 1952 starb sie in Moskau.



Sie brachen mit alten Rollenbildern und forderten die Gleichstellung der Geschlechter. Anstatt sich bevormunden zu lassen, wollten sie selbstbestimmt leben und frei entscheiden, mit wem. Alexandra Kollontai war eine Vorreiterin der Frauenbewegung im 1900. In »Die Liebe der drei Generationen« erzählt sie von drei Frauen, die äußerst fortschrittliche Beziehungen führen. Die Liebe der anderen verstehen Großmutter, Mutter und Tochter trotzdem nicht. Die Erzählung in Anszügen.



Sie ernährten sich vegan, begründeten den modernen Ausdruckstanz und praktizierten die freie Liebe. Auf einem Hügel im Schweizer Tessin erprobten Pazifisten, Künstler und Intellektuelle eine ganze Reihe neuer Lebensentwürfe. Schriftsteller wie Hermann Hesse, Gerhard Hauptmann, Ernst Bloch und Max Weber machten die Künstlerkolonie Monte Verità in ihren Erzählungen zu einem Mythos.



Alternativfamilien



74

178.304 Soldaten dienen in der Bundeswehr. Ein Hauptgrund, sich zu verpflichten: die Kameradschaft.

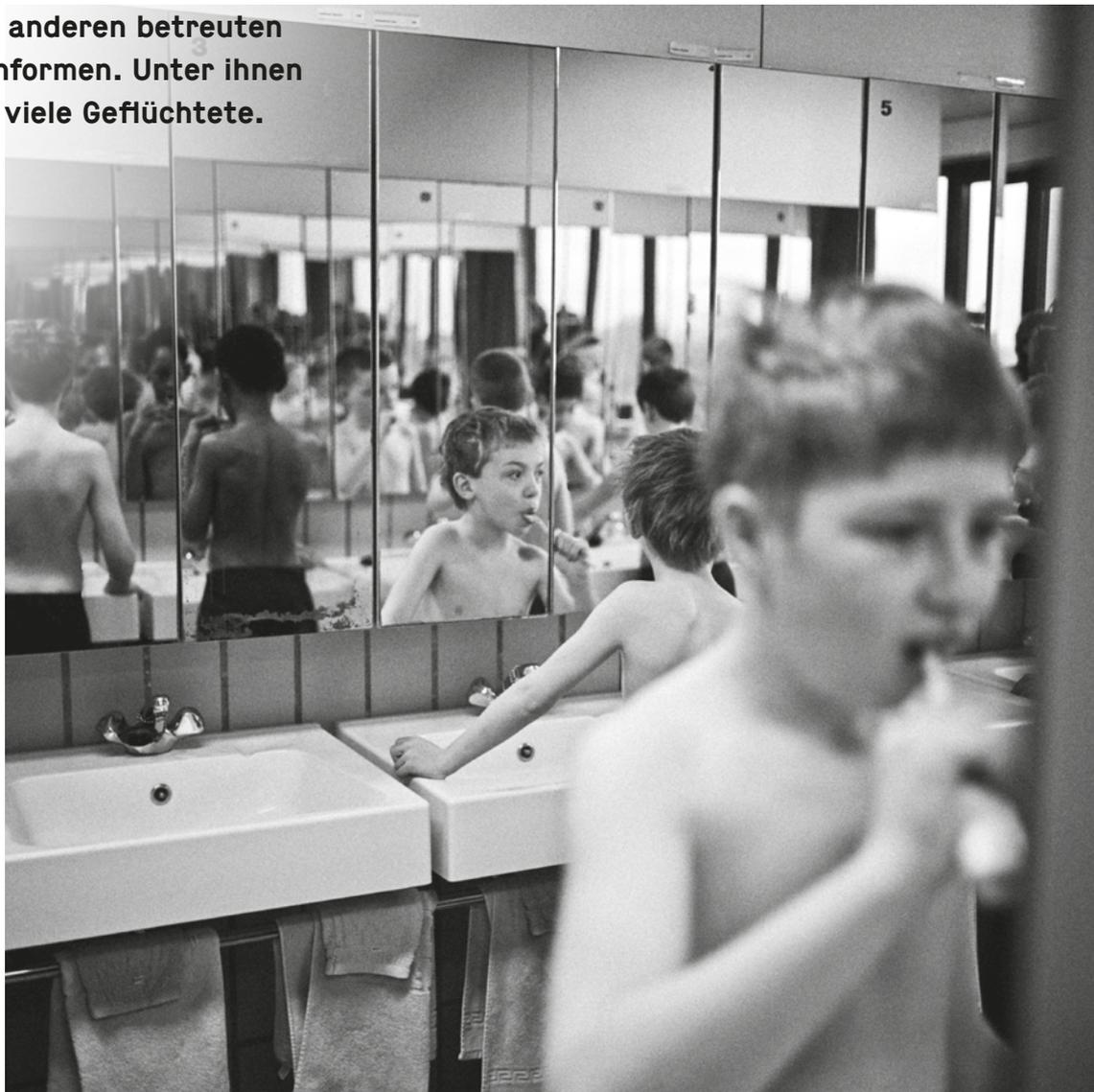
Viele Menschen finden Gemeinschaft außerhalb der Familie. Sechs Beispiele.



75

Es ist ein Leben in enger Gemeinschaft. Doch die 15.923 Ordensfrauen in Deutschland haben ein Nachwuchsproblem: 84 Prozent sind über 65 Jahre alt, 2016 gab es nur 58 Novizinnen.

**Mehr als 81.300 Kinder,
Jugendliche und junge
Erwachsene leben in
Deutschland in Heimen
oder anderen betreuten
Wohnformen. Unter ihnen
sind viele Geflüchtete.**





Rund 30 Millionen Haustiere haben die Deutschen. Für jeden zweiten Halter sind Hund, Hamster & Co ein Ersatz für menschliche Nähe, für jeden vierten der wichtigste Bezugspunkt im Leben.



78

Sie wollen nur spielen. Dazu verkleiden sich die »Furries« als Hunde, Katzen oder Vögel. Das »Furry-Fandom« verbindet Menschen weltweit. Regelmäßig kommen sie zu Tausenden zusammen.

**»Treffen sich drei
Deutsche, gründen
sie einen Verein.«
600.000 sind es
bundesweit. Allein die
90.000 Sportvereine
zählen 27 Millionen
Mitglieder.**



Wer hat keine Familie?

Das Konzept der Familie wird schon lange auch auf die menschlichen Sprachen angewendet. So sah der niederländische Gelehrte Marcus Zuerius van Boxhorn 1647 die europäischen Sprachen und das Persische als Nachfahren einer gemeinsamen Ursprache. Rund 200 Jahre später zeichnete August Schleicher einen Stammbaum dieser heute »Indogermanisch« genannten Sprachfamilie. Sprachen verändern sich. Und wenn die Sprechergemeinschaft zerfällt, entwickeln sich bald Dialekte — und schließlich neue Sprachen. Einige tausend Jahre später können selbst raffinierte linguistische Methoden deren Verwandtschaft nicht zweifelsfrei nachzeichnen. Sprachen beeinflussen sich auch, etwa durch Lehnwörter. Das Ergebnis sind Mischsprachen, ihre Abstammung wird so verschleiert. Ein Beispiel ist das im südpazifischen Inselstaat Vanuatu gesprochene Bislama. Eigentlich ist es eine Kreolsprache, hat aber einen englischbasierten Wortschatz, die Grammatik ist typisch melanesisch. Bei vielen der rund 7.000 heute existierenden Sprachen kann man so kaum mehr nachweisen, wo die Wurzeln liegen. Das Baskische etwa ist eine familienlose Sprache mitten in Europa. Ein weiteres Beispiel ist die erste verschriftlichte Sprache, das schon lange ausgestorbene Sumerisch. Die Datenbank »Glottolog« listet knapp 200 dieser isolierten Sprachen. Einige davon sind in historischer Zeit verwaist, bei anderen haben sich die Familienmitglieder später gefunden. Der spektakulärste Fall ist das Ket in Zentralsibirien. Manches deutet darauf hin, dass es mit den Na-Dené-Sprachen Nordamerikas zusammenhängt. Das wäre ein sprachlich-kultureller Hinweis darauf, dass Amerika über die Beringstraße besiedelt wurde. Aber gibt es tatsächlich eine Sprache, die mit keiner anderen verwandt ist — eine Art linguistische »Urzeugung«? Bei den mündlichen Sprachen wissen wir es nicht, aber es ist durchaus denkbar, dass sie alle von einer Ursprache namens »Proto-World« abstammen. Es gibt jedoch Gebärdensprachen, die nachweislich neu entstanden sind. Ein Beispiel ist die Al-Sayyid-Sprache, die ein Beduinenstamm in der israelischen Wüste Negev entwickelte. Und dann ist da natürlich das Klingonische, das in bewusstem Kontrast zu den existierenden Sprachen entwickelt wurde. Für die Star-Trek-Filme.



MANFRED KRIFKA

ist Direktor des Leibniz-Zentrums Allgemeine Sprachwissenschaft in Berlin. In seinem Arm: eine Ahnenskulptur aus Vanuatu. Mit 110 Sprachen weist der Inselstaat die höchste Sprachendichte der Welt auf.

Sehnsichtsort Kalifornien

82



Text KERSTIN ZILM Fotos KYLE GRILLOT

Vor rund 75 Jahren verwandelten Lion und Marta Feuchtwanger ein heruntergekommenes Gebäude in Los Angeles in einen Treffpunkt deutschsprachiger Exilanten. Noch heute kommen in der Villa Aurora Künstler und Intellektuelle aus aller Welt zusammen. Einer von ihnen: der Kunsthistoriker Daniel Hess.

Der Blick fällt über die Palmen auf diesen hollywoodblauen Himmel. Dahinter glitzert der Pazifik in der Sonne, am Pier von Santa Monica dreht sich das Riesenrad. Nach den Rekordregenfällen des Winters ist die Luft frisch und klar, Kolibris schwirren von Eukalyptusbäumen zu Wildblumen.

So ein Märztag in Los Angeles kann schon fast unver schämt paradiesisch sein. Besonders, wenn man im Garten der Villa Aurora steht.

Entspannt geht Daniel Hess durch das üppige Gras, entlang der weißen Mauern der Villa. Mit ihren gusseisernen Toren und den roten Ziegeln wurde sie vor 90 Jahren nach dem Vorbild eines spanischen Schlosses in die Hügel von Pacific Palisades gebaut, einem Stadtteil im Westen von Los Angeles. Hess zeigt auf einen Holztisch im Schatten eines Sonnenschirms. »Hier erzählen wir uns abends bei Wein, was wir den Tag über gemacht haben, woran wir gerade arbeiten, oder schauen einfach nur auf die Lichter der Bucht.«

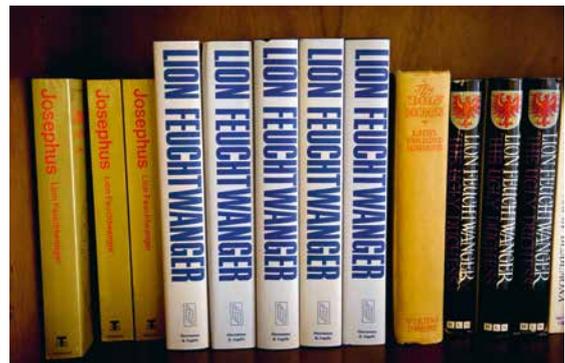
»Wir«, das sind Hess und die sechs anderen Stipendiaten, die gerade in der Villa Aurora leben. Ein Installationskünstler, zwei Filmemacher, ein Komponist, eine bildende Künstlerin und ein experimenteller Technomusiker. Daniel Hess ist Kunsthistoriker und stellvertretender Direktor des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Sie alle nutzen die Ruhe hier draußen bis zu drei Monate lang, um bestehende Projekte voranzutreiben und neue Ideen zu sammeln. Und sie sind nicht die ersten, die diese Ruhe nutzen. In der Villa Aurora knüpfen sie an eine Tradition des Miteinanders und kreativen Austauschs an.

Gerade ist keiner der anderen Stipendiaten zu sehen. »Die arbeiten in ihren Zimmern oder sind auf Entdeckungsreise durch die Stadt«, sagt Hess, während er aus dem Garten hinauf zur Villa geht. Durch enge Flure führt er durch das verwinkelte Gebäude, unter Kronleuchtern hindurch, vorbei an Regalen, auf denen Büsten und Vasen stehen. Schließlich tritt er in den Salon. Der ist leer bis auf einen Blüthner-Flügel und die prall gefüllte Bücherwand gegenüber vom Kamin. An den Wänden dokumentieren Schwarz-Weiß-Fotografien die Geschichte der Villa.

Vor fast 75 Jahren versammelt ein junges Ehepaar aus München hier Künstler und Intellektuelle. Als Marta und Lion Feuchtwanger nach Kalifornien kommen, liegen zehn Jahre Flucht und Exil hinter ihnen. Der Schriftsteller und seine Frau sind als Juden früh den Repressionen der Nationalsozialisten ausgesetzt. Im Frühjahr 1933 brennen auch Lions Bücher. Wenig später steht sein Name auf Hitlers erster Ausbürgerungsliste.

Über das südfranzösische Sanary-sur-Mer, Moskau und New York fliehen die Feuchtwangers nach Los Angeles. Gerade hat Lion seinen Roman »Die Brüder Lautensack« verkauft. Das Honorar stecken er und Marta in ein verfallenes Gemäuer am Rande der Stadt: Für 9.000 Dollar kaufen sie die Villa Aurora. Die Fensterscheiben sind zerbrochen, im Keller vergnügen sich die Ratten zwischen Spinnenweben. Im Schlafsack übernachten Lion und Marta im zugewucherten Garten, bis sie sich Möbel leisten können.

Schon bald entwickelt sich die Villa Aurora zum wichtigsten Treffpunkt der deutschsprachigen Exilanten der Stadt. Marta Feuchtwanger kocht für große Gesellschaften.



Im Esszimmer gleich neben der Küche finden hitzige Debatten statt. Schriftstellerinnen wie Vickie Baum, Regisseure wie Fritz Lang und Komponisten wie Arnold Schönberg treffen hier auf Filmemacher, Philosophen und Schauspieler aus aller Welt. Bei den Feuchtwangers diskutieren sie über Kunst und die neuesten Entwicklungen in der Politik. Nur Thomas Mann und Bertolt Brecht dürfen nie gleichzeitig eingeladen werden. Die beiden können sich nicht leiden.

Heute ist die Küche der Feuchtwangers die Gemeinschaftsküche. Wie in einer Studenten-WG kochen die Stipendiaten hier, frühstücken zusammen und planen Wochenendausflüge nach Los Angeles oder in die Natur der Umgebung. Die Villa wurde aufwendig restauriert, seit 1995 ist sie Begegnungsstätte für in Deutschland lebende Künstler und Intellektuelle. Neben den regulären Stipendien der Villa Aurora erinnert das »Feuchtwanger Fellowship« an die Umstände, unter denen ihre Begründer nach Amerika kamen. Einmal im Jahr wird es an einen Schriftsteller oder Journalisten vergeben, der sich für Menschenrechte einsetzt oder sich in seiner Heimat nicht frei äußern kann.

84

Die Villa liegt am Ende des Sunset Boulevard, weit ab vom Trubel der Innenstadt. »Man kann sich wunderbar konzentrieren«, sagt Hess, »viel besser als zu Hause, wo der Museumsalltag zu wenig Zeit für konzentriertes Arbeiten oder gar Muße lässt.« Die Stipendiaten arbeiten, tauschen sich aus und knüpfen Kontakte in die Kulturszene der Stadt. Sie treiben alte Projekte voran oder beginnen neue.

Auch Daniel Hess hat sich für L.A. einiges vorgenommen. Mit dem Stipendium möchte er unter anderem der deutschen Kulturgeschichte in Südkalifornien nachspüren. Viele Tage hat er in der Bibliothek des »Getty Research Institute« die Geschichte der deutschen Einwanderer und Entdecker recherchiert. Besonders haben den Schweizer die Berichte jener Deutschen gefesselt, die an der Besiedlung Amerikas beteiligt waren. »Die erste Karte des Colorado River hat der fränkische Adelige Friedrich von Egloffstein gezeichnet«, sagt er. »Und die Deutschen hatten früh Kontakt zu den indigenen Völkern.« Hess hofft, dass sich daraus ein deutsch-amerikanisches Forschungs- und Ausstellungsprojekt entwickeln lässt.

Wenn er nicht im Getty-Institut recherchiert oder in der Stadt unterwegs ist, zieht Hess sich in die Villa Aurora zurück. Er möchte jetzt seinen Lieblingsort zeigen: Marta Feuchtwangers Leseraum. Auf einem Schreibtisch hat der

Kunsthistoriker mehrere Bücher ausgebreitet, aus den Lautsprechern seines Laptops klingt klassische Musik. Der Blick geht raus auf den Pazifik.

Abends und an den Wochenenden hat Hess hier gearbeitet. Und gelesen: 22.000 Bände umfasst Lion Feuchtwangers Bibliothek, die bis heute in der Villa Aurora steht. An einem langen, stürmischen Wochenende ist Hess auf das Gesamtwerk von Robert Louis Stevenson gestoßen, dem Autor der »Schatzinsel«. Vollendet hat Stevenson den Roman während eines Kuraufenthalts 1880 und 1881 in Davos. Seine Briefe sind erschütternde Zeugnisse des Lebens dort. Davos war damals die letzte Hoffnung für unzählige Kranke, etwa Tuberkulosepatienten. Erst später mutierte der Ort zum Wintersport-Mekka, zum Ferienparadies und seit den 1970er Jahren zum Treffpunkt der Weltwirtschaftsforen.

Daniel Hess arbeitet seit längerem an einem Ausstellungsprojekt zu diesem Kapitel europäischer Kulturgeschichte, zum Kontrast zwischen Urbanität und Alpenidyll, Krankheit und Luxus. Unter der kalifornischen Sonne ist das Projekt neu aufgeblüht. Wie Los Angeles war Davos ein Paradies mit Schattenseiten. »Keiner hat das besser verdeutlicht als Thomas Mann. In seinem »Zauberberg« wurde Davos zur Metapher für die gescheiterten Träume und Utopien Europas.«

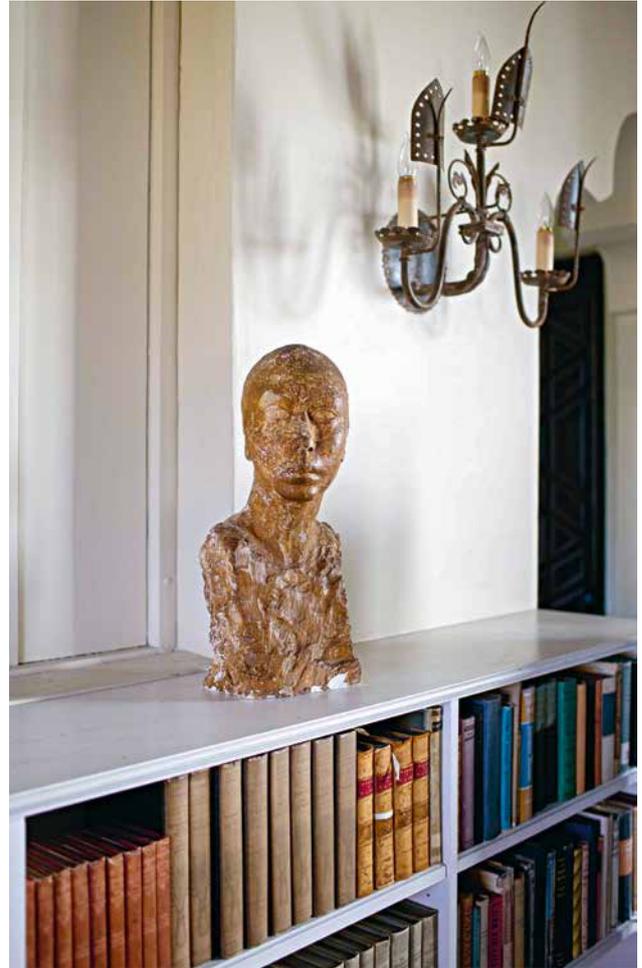
In der Villa Aurora gewinne man eine Ahnung von der schmerzvollen Spannung solcher Sehnsuchtsorte. »Man hat diesen Palast und den tollen Blick«, sagt Hess, »aber die Abgeschlossenheit zeigt ja auch, dass die Feuchtwangers und ihre Gäste nicht Teil des Lebens von Los Angeles wurden. Sie waren und blieben in ihrer Sprachkultur Außenseiter, und trugen schwer an der Bürde ihres Vertriebens.«

Die Tour endet im Erdgeschoss. Unter dem säulengestützten Balkon des dreistöckigen Gebäudes hat Hess sein Zimmer. Vor dem Fenster baumelt ein Neoprenanzug von der Brüstung. In den vergangenen sechs Wochen hat er sich unten am Strand das Surfen beigebracht. »Ein wunderbarer Ausgleich für die vielen Stunden am Schreibtisch.«

Jetzt muss Daniel Hess den Neoprenanzug einpacken. In wenigen Tagen wird er die Villa Aurora verlassen. Mit ins Gepäck kommen Ideen für die Arbeit am Germanischen Nationalmuseum. »Sechs Wochen sind zu kurz, um Projekte zu vervollständigen, aber die Zeit ist optimal, um neue Perspektiven zu finden, Kooperationen zu vereinbaren.« Er fliege mit vielen Impulsen zurück.

»
**Die Zeit ist optimal,
um neue Perspektiven
zu finden.**

«



sehen



ARA

Museum für Naturkunde
Berlin
Sonderausstellung

86

Er saß schon auf mancher Piratenschulter und gilt mit seinem bunten Gefieder als Inbegriff des Papageis. Doch illegaler Handel und die Zerstörung seiner Lebensräume in Süd- und Mittelamerika bedrohen heute viele Arten des Aras. Das Berliner Museum für Naturkunde hat alle 19 zusammengetragen. Mit kunstvollen Präparaten nähert es sich den intelligenten und sprachbegabten Tieren. Wie leben sie, welche Bedeutung haben sie für die indigene Bevölkerung und wie funktioniert die Zucht? Dass die Papageien neben Wilderern auch natürliche Feinde haben, zeigt ein präparierter Jaguar. Im Sprung will er gleich zwei Grünflügelaras aus der Luft holen.

LUTHER, KOLUMBUS

UND DIE FOLGEN

bis 12. November

Germanisches Nationalmuseum
Nürnberg

Erst »entdeckte« Kolumbus einen neuen Kontinent, dann spaltete Luther die Kirche und schließlich rückte Kopernikus die Sonne in das Zentrum des Weltbildes. Das 16. Jahrhundert war eine Zeit des Umbruchs und bahnbrechender Entdeckungen, die alte Glaubens- und Weltbilder ins Wanken brachte. Nicht selten waren Konflikte und Aufruhr die Folge. Zum Reformationsjubiläum 2017 beleuchtet das Germanische Nationalmuseum anhand von 200 Kunstwerken und Bildzeugnissen die Folgen der Reformation und weiterer tiefgreifender Veränderungen.



KOGGE, MENSCH & MEER

Deutsches Schifffahrtsmuseum
Bremerhaven
Dauerausstellung

Sie war ein stolzes Schiff: 23 Meter lang, sieben Meter breit, 56 Tonnen schwer. Warum sie sank, weiß man bis heute nicht, doch als die Überreste der »Bremer Kogge« 1962 bei Bauarbeiten im Schlick der Weser abzeichneten, war das eine Sensation. Fast zwei Jahrzehnte lang wurde der Überraschungsfund in einem riesigen Tank konserviert und legte den Grundstein für das Deutsche Schifffahrtsmuseum in Bremerhaven. In der modernisierten und unlängst wiedereröffneten Kogge-Halle bildet das um 1380 erbaute Schiff nun das Herzstück der neuen Ausstellung »Kogge, Mensch & Meer«. Auf drei Ebenen setzt sie sich mit dem Wechselspiel von Wasser und Mensch auseinander.



merken

01. August, 19.30 Uhr

Giftige Spinnenschönheit: Der Ammen-Dornfinger

Ein Vortrag von Thomas Lübcke.
Senckenberg Museum für
Naturkunde Görlitz
Am Museum 1, 02826 Görlitz

03. August, 16.30 Uhr

Wissenschafts- spaziergang

Rundgang und Vortrag mit Sonja
Peterson und Julian Hinz.
Institut für Weltwirtschaft
Kiellinie 66, 24105 Kiel

19. August, 18–02 Uhr

Lange Nacht der Museen

Museum für Naturkunde
Invalidenstr. 43, 10115 Berlin

22. August, 19 Uhr

Im Umbruch der Zeiten — Was ist das Reformatorsche an der Reformation?

Ein Vortrag von Irene Dingel.
Evangelische Versöhnungskirche
Emser Str. 23, 56076 Koblenz

09. September, 12–18 Uhr

Science2Power. Welche Forschung benötigen wir für die Energie- wende?

Der Leibniz-Open-Air-Salon 2017.
Hausvogteiplatz, 10117 Berlin

12. September, 18 Uhr

Grenzanlagen inmitten der Potsdam- Berliner Park- landschaft 1961–1990. Ein Blick zurück.

Eine Podiumsdiskussion des
Zentrums für Zeithistorische
Forschung.
Filmmuseum Potsdam
Breite Str. 1A, 14467 Potsdam

17. September, 11 Uhr

Menschen- affen

Eine Führung mit Gesche Neusel.
Zoologisches Forschungsmuseum
Alexander Koenig
Adenauerallee 160, 53113 Bonn

28.+29. September

YES! — Young Economic Summit

Das Finale des Schülerwettbewerbs.
RBZ Wirtschaft Kiel
Westring 444, 24118 Kiel

12. Oktober, 17 Uhr

WZB Distinguished Lecture

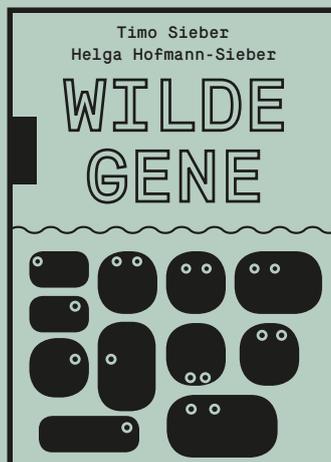
Ein Vortrag von
Sir Richard Blundell.
Wissenschaftszentrum Berlin
für Sozialforschung
Reichpietschufer 50, 10785 Berlin

18.–20. Oktober

Sassanidische Spuren in der byzantinischen, kaukasischen und islamischen Kunst und Kultur

Tagung des Leibniz-Wissenschafts-
Campus Mainz.
Römisch-Germanisches Zentralmuseum
Ernst-Ludwig-Platz 2, 55116 Mainz

lesen



88

1 Bernhard Kegel
ABGRUND

Nachdem er 2013 von den Galapagos-Inseln zurückgekehrt war, berichtete Bernhard Kegel uns in einem Interview von den algenfressenden Meeresechsen und den Pinguinen, die er von einem Forschungsschiff aus beobachtet hatte. Aber auch vom Tourismus, der die Bewohner der Inseln ernährt und zugleich ihr größtes Kapital zerstört: die Tier- und Pflanzenwelt des Archipels. Vier Jahre nach der Recherche mit einem Team des Leibniz-Zentrums für Marine Tropenforschung schickt der Schriftsteller nun den Kieler Meeresbiologen Hermann Pauli in den Ostpazifik. Es ist Paulis erste gemeinsame Reise mit seiner Freundin, der Kriminalpolizistin Anne. Doch schnell wird der Urlaub zu seinem drittem Fall. Auf der Jagd nach einem seltsamen Hai stößt Pauli auf Veränderungen in der marinen Lebensgemeinschaft, an Land kommt es derweil zu Gewalt. Wissenschaftlich fundiert macht Kegel – selbst promovierter Biologe – Klimawandel, Meeresversauerung und »Defaunation« greifbar. Schon nach seiner Rückkehr aus Galapagos hatte er angekündigt: »Ich möchte beschreiben, was es für Meeresforscher bedeutet, sich einem todgeweihten Ökosystem zu widmen.«

DAVID SCHELP

2 André Meinunger

SIE VOLLPFOSTEN! GEPFLEGTE
BELEIDIGUNGEN FÜR JEDEN UND JEDE

Benimm-Trainer, Eltern und Sprachwächter könnten es für den Untergang des Abendlandes halten: Ein habilitierter Sprachwissenschaftler bezeichnet Schimpfen als »Akt der Kultur«, legt eine Sammlung ausgewählter Verbalinjurien vor – und das auch noch im Dudenverlag! Tatsächlich präsentiert André Meinunger vom Berliner Leibniz-Zentrum Allgemeine Sprachwissenschaft in seinem Werk gepflegte Beleidigungen für jeden und jede. Nach einer kurzen Einleitung zur Theorie des Schimpfens beleuchtet der Linguist mehr als 200, nach Lebensbereichen sortierte, Schimpfwörter. Vom infantilen »Kacka« über die eher niedliche »Couchpotatoe«, den nicht ganz kollegialen »Sesselfurzer« und neuere Entwicklungen à la »Nerd«, »Bitch« und »Opfer« bis hin zu hier nicht zitierfähigen Beispielen. Meinunger weist zudem darauf hin, dass Schimpfen auch gute Seiten hat: Stressabbau und – nota bene – die Förderung der sprachlichen Kreativität und Kompetenz. Ob es dieses durchaus amüsante Buch deshalb in den Deutschunterricht schaffen wird?

CHRISTOPH HERBORT-VON LOEPER

Wir verlosen je drei Exemplare
von »Wilde Gene« und »Abgrund«.

Nehmen Sie teil:

www.leibniz-gemeinschaft.de/

verlosung

1	2	3	4
Bernhard Kegel	André Meinunger	Timo Sieber,	Philipp Ther
ABGRUND	SIE VOLLPFOSTEN!	Helga Hofmann-Sieber	DIE NEUE ORDNUNG
384 Seiten	GEPFLEGTE BELEIDIGUNGEN	WILDE GENE.	AUF DEM ALTEN KONTINENT.
mareverlag	FÜR JEDEN UND JEDE	VOM VERBORGENEN	EINE GESCHICHTE DES
	160 Seiten	LEBEN IN UNS	NEOLIBERALEN EUROPA
	Dudenverlag	288 Seiten	432 Seiten
		Rowohlt Verlag	Suhrkamp Verlag

3 Timo Sieber, Helga Hofmann-Sieber
WILDE GENE.
VOM VERBORGENEN LEBEN IN UNS

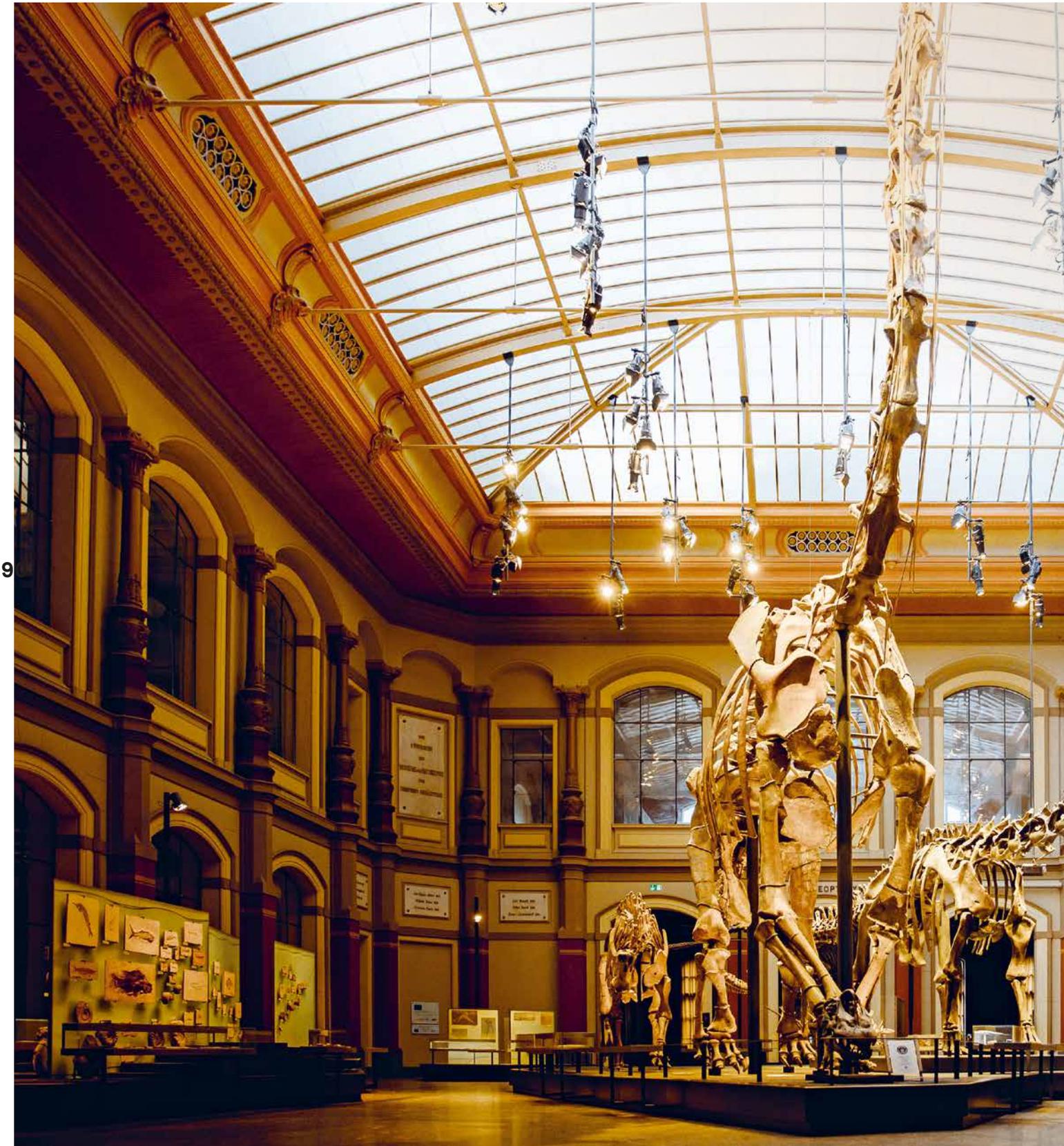
Am Anfang war ein Klostergarten im tschechischen Brunn. Um 1854 kreuzt ein Augustinermönch dort tausende Erbsenpflanzen und merkt schnell, dass ihnen etwas innewohnt, das zur Ausbildung bestimmter Merkmale führt. Heute gilt Gregor Mendel als »Vater der Genetik«, auch wenn dieses Etwas erst 1909 als »Gen« betitelt wird. Wir wissen inzwischen, dass die Gene viel mehr bestimmen als unser Aussehen, weltweit untersuchen Forscher ihre Beschaffenheit und Eigenschaften. Trotzdem bleibt vieles rätselhaft, denn oft machen die Gene schlicht ihr eigenes Ding. Helga Hofmann-Sieber vom Leibniz-Institut für Experimentelle Virologie und ihr Mann Timo Sieber haben ihnen dabei zugesehen. Was ist ein Gen, wie sind Gene entstanden und warum mutieren sie ständig? Auch wenn es kompliziert wird, bleiben ihre Antworten stets verständlich – und amüsant. Es zahlt sich wohl aus, dass das Hamburger Forscherpaar seit Jahren in der Szene der Science Slammer unterwegs ist.

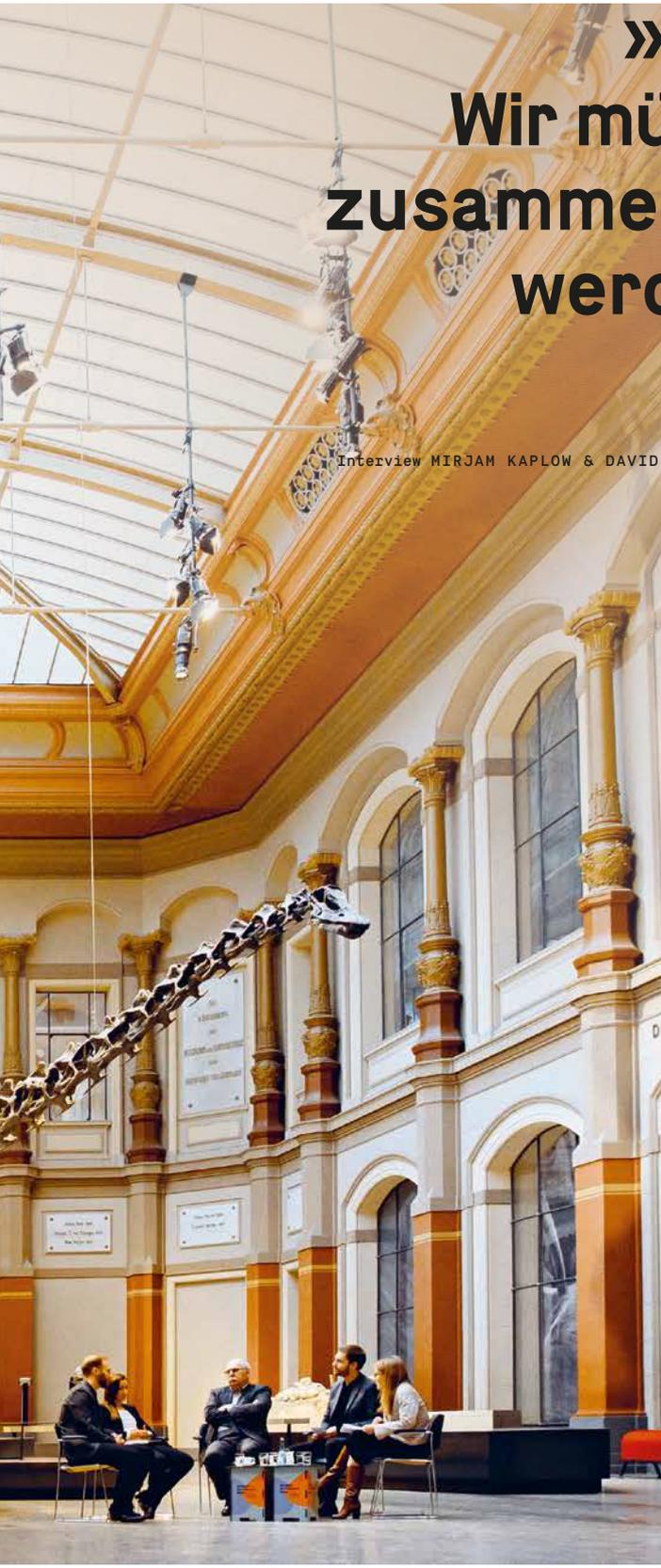
DAVID SCHELP

4 WAS LESEN SIE, HERR HASLINGER?
»DIE NEUE ORDNUNG AUF DEM ALTEN KONTINENT
von Philipp Ther!«

Es begann mit dem Mauerfall. Binnen kurzer Zeit wurde den Staaten des ehemaligen Ostblocks im Nachgang zu 1989 eine neue Ordnung übergestülpt, der Neoliberalismus erhielt Einzug und veränderte sie radikal. Philipp Ther skizziert den Umbruch facettenreich und räumt zugleich mit einer Reihe von Ost-Klischees auf. Ganz zu Recht erhielt er 2015 den Sachbuchpreis der Leipziger Buchmesse. Seine feinsinnige Analyse finde ich heute lesenswerter denn je. Nur wenige Jahre nach der Osterweiterung der Europäischen Union stehen Namen wie Viktor Orbán oder Jarosław Kaczyński für den Aufstieg populistischer Parteien in Europa und für eine Politik, die sich auf nationale Interessen beruft, durch den Umbau des demokratischen Systems jedoch vor allem die eigene Macht sichern will. Immer wieder heißt es, dass die Erfolge der europäischen Einigung wesentlich von der östlichen Peripherie her in Frage gestellt werden. Thers Buch macht deutlich, welche strukturellen Merkmale und Pfadabhängigkeiten diese Bewegungen stärken; es hilft aber auch einen differenzierten Blick auf Europakritik und Populismus zu bewahren. Denn vor dem Hintergrund der jüngsten Entwicklungen in den Niederlanden, Frankreich und Großbritannien – Stichwort Brexit – wird klar, dass diese Phänomene nicht nur Europas Osten betreffen.

PETER HASLINGER,
Direktor des Herder-Instituts für historische Ostmitteleuropaforschung





»
**Wir müssen
zusammen besser
werden.**
«

Interview MIRJAM KAPLOW & DAVID SCHELP Fotos JONAS HOLTHAUS

Eine Gruppe junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler hat das »Leibniz PhD Network« gegründet. Was benötigen die Promovierenden bei Leibniz für den Start in die Wissenschaft — und für ein Leben außerhalb? Die Sprecher des Netzwerks und Leibniz-Präsident Matthias Kleiner haben im Museum für Naturkunde darüber gesprochen.

91

LEIBNIZ Herr Kleiner, Sie wurden 1987 in Dortmund promoviert. Was für ein Lebensgefühl war das?

MATTHIAS KLEINER Die Promotionszeit war eine der schönsten Zeiten in meinem Leben. Das geht, glaube ich, vielen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern so. Die Mühen des Studiums liegen hinter einem, man kann endlich unabhängiger arbeiten, ist mehr herausgefordert. Im Institut gibt es nette Kolleginnen und Kollegen — man hat dort seine Freunde. Es war ein ganz umfassendes Leben, aber es war auch anstrengend. Besonders, wenn man nebenher auch andere Dinge tun wollte.

Ist Ihnen das gelungen?

KLEINER Ich habe schon während meiner Studienzeit mit Freunden Theater gespielt. Wir haben das so ernsthaft betrieben, dass ich 14 Tage vor der Abgabe meiner Diplomarbeit ins Zweifeln geriet, ob ich sie überhaupt einreichen soll. Ich habe das Manuskript für eine Woche beiseitegelegt, dann kam ich zu dem Schluss, dass ich für das sehr körper-



»
**Viele empfinden
die Karriere in der
Wissenschaft als
schwer planbar.**

« OLGA NAUMOV

92

betonte Theater, das wir spielten, schlicht zu spät angefangen hatte. Ich habe also meine Arbeit abgegeben und bin in den Maschinenbau gegangen. Die Promotion hat mir genügend Freiraum gegeben, dem Theater zumindest anfangs treu zu bleiben.

Ist so ein umfassendes Leben während der Promotion heute noch möglich?

OLGA NAUMOV Bei mir ist es sogar ziemlich ähnlich. Das Studium war anstrengend. Die Vorlesungen, das Privatleben, nebenher arbeiten — das musste alles unter einen Hut. Seit ich an meiner Doktorarbeit schreibe, habe ich mehr Freiräume, engagiere mich im Umweltschutz und reise viel.

MARTIN SCHMIDT Bei mir war es am Anfang ehrlich gesagt ziemlich hart. Mein Betreuer hat mich getestet, wollte sehen, wie ich mich mache. Seit er gemerkt hat, dass ich alles so hinkriege, wie er sich das vorstellt, bleibt wieder mehr Zeit für andere Dinge. Ich betreue seit einigen Jahren ein Entwicklungsprojekt in Äthiopien und bin in der Flüchtlingsunterstützung aktiv. Aber ich möchte meine Erfahrung nicht auf alle Promovierenden projizieren. Ob wir heute mehr oder weniger Freiräume haben als vor 20 Jahren, kann ich nicht sagen.

Trotzdem klingt das eigentlich nach guten Bedingungen. Wozu braucht die Leibniz-Gemeinschaft dennoch das PhD Network?

KLEINER Ich glaube, dass es wichtig ist, über den eigenen Lebens- und Arbeitsbereich hinauszuschauen. Welche Institute und fachlichen Richtungen gibt es neben der eigenen, wo liegen Gemeinsamkeiten? Aber eben auch: Welche Herausforderungen und Probleme beschäftigen die einigen tausend Doktorandinnen und Doktoranden in der Leibniz-Gemeinschaft, und wie kann man sie gemeinsam angehen?

NAUMOV Die Grundidee des Netzwerks ist es, den Doktoranden eine Plattform zu geben, auf der sie sich zu solchen Fragen austauschen können. Wir verstehen uns aber auch als ihr Sprachrohr.

Mit welchem Anliegen treten sie an Sie heran?

NAUMOV Sie sind auf der Suche nach Ansprechpartnern und Informationen, wünschen sich mehr Transparenz. Viele empfinden die Karriere in der Wissenschaft als schwer planbar und verlassen sie aus diesem Grund. Wenn das Postdoc-Stipendium nur zwei Jahre läuft — was macht man danach?

SCHMIDT Gerade wenn man eine Familie haben will, ist das ein Problem, besonders für Frauen. Es ist ja klar, dass eine Karriere nicht komplett durchplanbar ist, aber man wünscht sich schon irgendetwas, woran man sich festhalten kann. Die Politik sollte sich da ein bisschen auf uns zu bewegen und Wege aufzeigen. Und damit meine ich tatsächlich mehrere Wege, zwischen denen man wählen, aber auch hin- und hergehen kann.

Wie sehen Sie das, Herr Kleiner?

KLEINER Ich sehe es aus den Augen eines Ingenieurwissenschaftlers. Auch in unserem Feld ist die Promotionszeit die erste Phase einer beruflichen Karriere in der Forschung. Nach dem Abschluss geht die weitaus größte Zahl der Promovierten allerdings zunächst in die Wirtschaft, der Großteil der Professoren wird später von dort zurückgerufen. Mein Punkt ist: Wir haben in den Ingenieurwissenschaften seit Jahrzehnten eine große Durchlässigkeit. Der Weg zur Professur ist nicht von vorne herein so festgelegt, dass man promoviert wird, in der Wissenschaft bleibt und dann habilitiert. Eine ähnliche Situation würde ich mir für andere Wissenschaftsbereiche wünschen.

Aber nur die wenigsten schaffen den Weg zurück.

KLEINER Das stimmt, ich schätze 80 Prozent, das gilt jetzt für alle Wissenschaftsbereiche, finden eine Karrierefortsetzung außerhalb der akademischen Forschung. Ich glaube, es ist wichtig, sich das klarzumachen. Die Doktorandinnen und Doktoranden müssen besser auf eine Karriere außerhalb der akademischen Forschung vorbereitet werden.

SCHMIDT Im Netzwerk wollen wir ihnen helfen, diese Wege selbst zu zeichnen. Zuhören ist dabei sehr wichtig: Welche Werkzeuge braucht man, um als Wissenschaftler, aber eben auch außerhalb der Forschung erfolgreich und glücklich zu sein? Auch die Institutsleiter sollten realisieren, dass sie mehr als nur Wissenschaftler ausbilden.



OLGA NAUMOV

ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Leibniz-Institut für Oberflächenmodifizierung in Leipzig. Als Sprecherin des Leibniz PhD Networks möchte sie dessen Mitglieder vor allem bei Karriereentscheidungen unterstützen.

MARTIN SCHMIDT

schreibt am Leibniz-Institut für Agrarlandschaftsforschung in Müncheberg eine Doktorarbeit zu Übergangszonen von Ökosystemen. Auch er ist Sprecher des Netzwerks. Sein Fokus: Open Science.

MATTHIAS KLEINER

studierte Maschinenbau in Dortmund, wo er 1987 auch promoviert wurde. Seit 2014 ist er Präsident der Leibniz-Gemeinschaft.

Was kommt, von den Karrierewegen abgesehen, auf die Promovierenden zu, wie wird sich die Wissenschaft verändern?

NAUMOV Ich glaube, das Thema Interdisziplinarität wird uns sehr beschäftigen, in meinem Bereich sehe ich das schon jetzt. Die Energiewende zum Beispiel hat so viele Facetten, dass ihre Umsetzung eine gute Zusammenarbeit von Forschern verschiedener Disziplinen schlichtweg voraussetzt. Politikwissenschaftler, Rechtswissenschaftler, Ingenieure, Physiker wie mich. Nicht nur der Einzelne muss besser werden, wir müssen zusammen besser werden. Plattformen wie unser Netzwerk können bei diesem Austausch helfen.

KLEINER Ein weiterer Punkt ist die Digitalisierung. Da tut sich ein ganz neues Methodenspektrum auf: Big Data, maschinelles Lernen, die bessere Zugänglichkeit von Forschungsdaten und Publikationen. Die Masse an Informationen macht es natürlich schwieriger, genau das herauszufiltern, was für die jeweilige Forschungsfrage relevant ist.

SCHMIDT Allein all die englischen Artikel kann kein Mensch mehr lesen. Wenn bald auch die chinesischen oder spanischen Veröffentlichungen relativ leicht übersetzt werden können, werden Metaanalysen immer zentraler. Das Problem ist, dass wir die Masse an Forschung und die Experimente dahinter kaum mehr wiederholen können. Eine Stärke der Wissenschaft stößt an ihre Grenzen, die Reproduzierbarkeit. KLEINER Eine weitere Frage ist, wie sich die Begutachtungs- und Fördersysteme verändern werden. Neben der herkömmlichen Reputationsmessung über Publikationen und Zitationen wird der jeweilige Score in Zukunft auch davon abhängen, wie man sich auf Plattformen wie »Researchgate« an Diskussionen beteiligt und dort gemeinsam Forschungsfragen beantwortet. Die Generation der »digital natives« geht damit fast spielerisch um. Die Älteren sind stolz, dass ihre Schüler die neuen Methoden besser beherrschen. Zu akzeptieren, dass sie ein Stückweit abgehängt sind, fällt ihnen aber mitunter schwer.

SCHMIDT Ich sehe da tatsächlich ein großes Spannungsfeld zwischen Jung und Alt. Die junge Generation versucht Grenzen und Reputationsmechanismen einzureißen, zum Beispiel, indem sie die Codes veröffentlicht, auf denen ihre Modelle basieren.

Widerspricht das nicht einem Grundprinzip der Wissenschaft, Stichwort »Intellectual Property«?

SCHMIDT Es ist mein geistiges Eigentum, das stimmt. Deshalb gebe ich dem Ganzen eine Lizenz und bekomme — wenn jemand meinen Code nutzt — die Währung zurück, die momentan in der Wissenschaft zählt: eine Zitation. Wie ich als Forscher bewertet werde, hängt an Dingen wie dem »Journal Impact Factor« oder dem »Hirschfaktor«, der Frage, wie viele Veröffentlichungen ich sammle. Die Ausschüsse in den Universitäten haben mitunter keine Zeit mehr, sich 40 Bewerber anzugucken. Ich will das nicht per se kritisieren, aber hinterfragen will ich es schon. Denn ich habe die Befürchtung, dass die Wissenschaft davon nicht profitiert. Man findet so nicht immer die klügsten Köpfe, sondern mitunter die Leute, die in der Ökonomie der Aufmerksamkeit am besten mitspielen können.

Schon mal in Versuchung geraten, zu schummeln, Ihre Ergebnisse ein wenig aufzupeppen?

SCHMIDT Nein, ich hätte ein schlechtes Gewissen. Obwohl es einfach wäre. Ich erzeuge meine Rohdaten selber, es ist schwer, sie in kurzer Zeit nachzuvollziehen.

NAUMOV Ich finde es auch deshalb sehr erstrebenswert, Wissenschaft und Daten öffentlich zu machen: Schummeleien würden leichter auffallen. Außerdem ist das gewonnene Wissen meinem Empfinden nach Gemeingut, unsere Arbeit wird schließlich mit öffentlichen Geldern bezahlt. Die Wissenschaft ist aber auch ein System, in dem es oft nur um das Individuum geht. Manche teilen ihre Erkenntnisse deshalb nicht gerne.

Ist das Vertrauen in die Wissenschaft auch deshalb erschüttert? Wie kann man es wiederherstellen?

KLEINER Zunächst möchte ich doch Zweifel anmelden, dass dieses Vertrauensverhältnis so tiefgreifend gestört ist. Wir befinden uns hier ja in einem Forschungsmuseum — das wie andere Forschungsmuseen oder Science Center einen zunehmenden Besucherzuwachs hat. Ich glaube aber schon, dass es eine gewisse Skepsis gibt. Wenn sich Wissenschaft



»
**Es ist wichtig,
über den eigenen
Lebens- und
Arbeitsbereich
hinauszuschauen.**

« MATTHIAS KLEINER

Was haben Sie sich als nächstes für die Arbeit im Netzwerk vorgenommen?

als isoliertes Expertentum geriert, gerät Wissen schnell zu Besserwissen. Wir dürfen auch nicht vergessen, dass wir nicht in einem Elfenbeinturm leben. Wir sind Teil der Gesellschaft, machen Wissenschaft in ihr und für sie. Wenn man dieses Selbstverständnis hat, sich in aller Klarheit einmischt, aber auch offen sagt, mit welchen Unsicherheiten das Wissen, das man anzubieten hat, behaftet ist, kann das ganz gut funktionieren.

NAUMOV Ich glaube, eine wichtige Aufgabe ist es, unsere Wissenschaft in einem großen Zusammenhang zu kommunizieren, damit die Leute sie auch verstehen können. Das ist unsere Bringschuld.

SCHMIDT Und wir sollten versuchen, die Politik besser zu beraten. Dabei sollten wir klar reflektieren, dass unsere Meinung zwar wissenschaftlich fundiert ist, es aber auch andere Meinungen gibt. Man ist nie *der* Experte.

SCHMIDT Wie die Netzwerke anderer Forschungsorganisationen, etwa die »Helmholtz Juniors«, planen wir Umfragen. Wie sind die Arbeitsbedingungen der Promovierenden der Leibniz-Gemeinschaft, wie zufrieden sind sie? Im Frühjahr ist der »Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchswachst« herausgekommen, in dem Bildungsministerin Johanna Wanka Karrieren in der Wissenschaft als zunehmend attraktiv beschreibt. Das entspricht laut vielen Leuten, mit denen ich gesprochen habe, nicht immer und überall der Realität. Nur wenn man aufzeigt, wie sich die Situation für sie darstellt, können die Verantwortlichen reagieren und Schrauben nachstellen.

NAUMOV Wir wollen auch fragen, wie viele Stipendiaten es gibt. Man darf Stipendien nicht verteufeln, aber es ist Fakt, dass ein Doktorand mit einem Stipendium schlechter gestellt ist als jemand, der nach den Tarifverträgen des öffentlichen Dienstes bezahlt wird. Je mehr Doktoranden feste Verträge bekommen, desto größer wird der Druck auf die Stipendienwerke, die Förderung anzupassen.

KLEINER Es muss eine Bewegung hin zu sozialversicherungspflichtigen Beschäftigungsverhältnissen geben. Wir sind da schon auf einem guten Weg: 85 Prozent der Promovierenden in der Leibniz-Gemeinschaft haben einen regulären Arbeitsvertrag.

EINE VON 18.600



Woran arbeiten Sie gerade?

Was ist Ihr wichtigstes Arbeitsgerät?



96 Die lieben Kollegen!



Wo machen Sie Pause?



Wo finden wir Sie, wenn Sie nicht im Museum sind?



Dieses Mal haben wir Einwegkamera und Fragebogen in eine Werkstatt nach München geschickt. Aus Gips, Kunststoff und Metall modelliert Sabine Köhl dort Figuren und Landschaften aller Maßstäbe. Seit 15 Jahren ist sie Bildhauerin am Deutschen Museum, einem der acht Leibniz-Forschungsmuseen. Ihre Antworten in Bildern.

INTERNA

Hans Joachim Schellnhuber, Direktor des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung, wird mit dem »Blue Planet Prize« ausgezeichnet. Der weltweit wichtigste Umweltpreis ist mit 400.000 Euro dotiert und ehrt Pioniere der Nachhaltigkeitsforschung. Schellnhuber erhält die Auszeichnung für seinen Beitrag zur Etablierung der Zwei-Grad-Grenze, auf die sich die Staaten im Klimavertrag von Paris geeinigt haben.

Das Leibniz-Institut für Astrophysik Potsdam hat eine neue Virtual-Reality-Plattform gestartet. Mit dreidimensionalen 360-Grad-Videos und Panoramen können die Besucher der Website in den Kosmos eintauchen und astronomische Observatorien erkunden. Die Basis der Plattform bilden wissenschaftliche Erkenntnisse, Simulationen von Supercomputern und die Aufnahmen verschiedener Teleskope.

Mehr: www.vz.aip.de

Sie entwickeln dünne Schichten aus Titan- und Aluminiumnitrid, die sich durch besondere Härte, Beständig- und Wärmeleitfähigkeit auszeichnen. Nun haben die Forscher von GOLARES, einer

Ausgründung des Berliner Leibniz-Instituts für Kristallzüchtung, den Gründerpreis der Leibniz-Gemeinschaft erhalten. Das Preisgeld: 50.000 Euro für die weitere Entwicklung des Start-ups.

Mit 15 Millionen Euro fördert die Bundesregierung das Projekt »museum4punkt0«. Ausstellungshäuser aus ganz Deutschland wollen darin ergründen, wie sie technische Neuerungen nutzen können und gemeinsam digitale Strategien entwickeln. Teil des Projekts sind auch zwei Leibniz-Forschungsmuseen: das Senckenberg Museum für Naturkunde Görlitz und das Deutsche Museum in München.

Das Leibniz-Institut für Nutztierbiologie will das Zandergenom entschlüsseln. Die Landesregierung Mecklenburg-Vorpommern finanziert das Forschungsvorhaben mit 996.000 Euro. Langfristig wollen die Dummerstorfer Forscher zum Schutz der Wildbestände und zur Stärkung der Aquakultur in Deutschland beitragen. Erste Ergebnisse sollen 2020 vorliegen.

Das Deutsche Internet-Institut kommt nach Berlin. Den Zuschlag durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung erhielt ein vom Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) koordiniertes Konsortium. Das Internet-Institut soll die Wechselwirkungen von Digitalisierung und Gesellschaft erforschen. Es wird

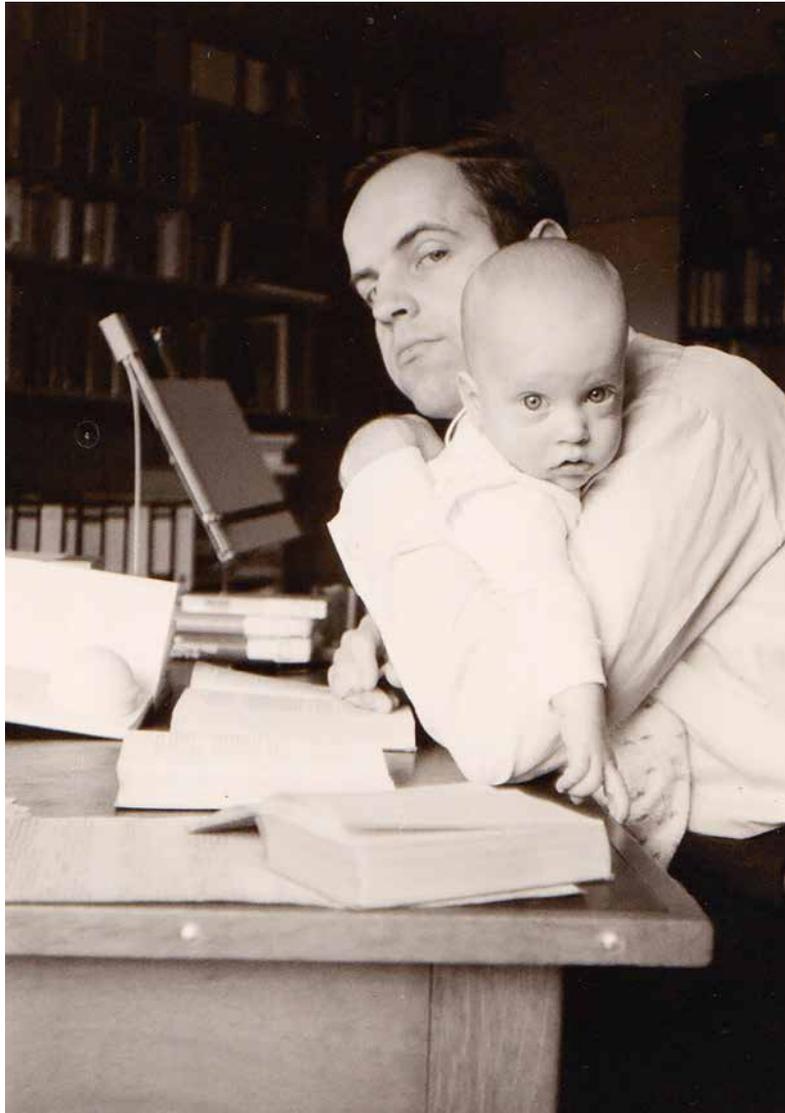
über fünf Jahre mit 50 Millionen Euro vom Bund finanziert, bei positiver Evaluation könnten weitere fünf Jahre hinzukommen. Neben dem WZB sind die vier Berliner Universitäten, die Universität Potsdam und das Fraunhofer-Institut für Offene Kommunikationssysteme Partner des Verbunds.

Bereits zum zweiten Mal erhält Thomas Jentsch den »ERC Advanced Grant« des Europäischen Forschungsrats. In Berlin untersucht der Physiker und Mediziner vom Leibniz-Institut für Molekulare Pharmakologie, dem Max-Delbrück-Centrum und der Charité Ionenkanäle im Körper. Erst vor wenigen Jahren haben er und sein Team den »VRAC-Kanal« identifiziert. Mit der Förderung in Höhe von 2,5 Millionen Euro will Jentsch dessen Rolle im Gewebe untersuchen.

In eigener Sache: Beim Best of Content Marketing Award 2017 ist das Magazin der Leibniz-Gemeinschaft mit dem Silberpreis ausgezeichnet worden. Gold ging an das »TrenntMagazin« der Berliner Stadtreinigung. Insgesamt hatte es in der Kategorie »Non-profit, Verbände und Institutionen« rund 30 Einreichungen gegeben.

Vorbild und Ansporn

Text & Foto EBERHARD KNOBLOCH



EBERHARD KNOBLOCH

widmet sich seit mehr als 40 Jahren Gottfried Wilhelm Leibniz. Seit 1976 leitet er verschiedene Reihen der Leibniz-Edition in Hannover, Göttingen und an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. In seiner Kolumne schreibt er über seinen Alltag mit dem Universalgelehrten.

Vieles in dieser Welt ist den Umständen der Zeit geschuldet. Nach dem Abitur studierte ich, wie Goethe es im Faust so schön formulierte, »durchaus mit heißem Bemühn«, meine Lieblingsfächer Mathematik und Klassische Philologie, um Lehrer zu werden. Als ich 1967 Studienreferendar an einem altsprachlichen Gymnasium wurde, wusste ich nichts von diesem damals aufblühenden Fachgebiet, das meine Interessen und Kenntnisse in glücklicher Weise vereinte: der Wissenschafts- und Technikgeschichte. Dies sollte sich 1969 nach dem zweiten Staatsexamen ändern.

Ich wurde wissenschaftlicher Assistent an der Technischen Universität Berlin in diesem Fach. Mein Doktorvater Christoph J. Scriba suchte Mitarbeiter, die den riesigen, zum größten Teil unbekanntem mathematischen Nachlass von Leibniz erschließen konnten. Mein Dissertationsthema: »Die mathematischen Studien von Leibniz zur Kombinatorik«. Für mich war es ein großartiger Volltreffer! Ich entzifferte, studierte und interpretierte mathematische Schriften auf Latein und kam schnell zu neuen, hochinteressanten Einsichten. In mir wuchs der Wunsch, die Edition des mathematischen Nachlasses von Leibniz zu beginnen. Schließlich hatten vor allem diese Errungenschaften den Universalgelehrten berühmt gemacht. Wie war er zu ihnen gelangt?

1976 übernahm ich neben meiner Tätigkeit als Hochschullehrer die Leitung der neuen Reihe der Leibniz-Edition. Vor mir lag eine Herkulesaufgabe von 30 jeweils 800 bis 900 Seiten starken Bänden — sechs sind bisher erschienen. Die Editionsarbeit spielte 1997 bei meiner Wahl zum Mitglied der von Leibniz erdachten Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften eine wichtige Rolle. 2001 erhielt ich den Auftrag, auch die Edition der naturwissenschaftlich-medizinisch-technischen Schriften von Leibniz zu organisieren.

Meine Forschungen der vergangenen 47 Jahre kreisten nicht nur um den Universalgelehrten, sie betreffen die mathematischen Wissenschaften der Antike bis ins 20. Jahrhundert. Aber Leibniz blieb all die Jahre hindurch einer meiner Forschungsschwerpunkte. Die Breite seiner Interessen, seine Haltung, sich durch keine Schwierigkeit entmutigen zu lassen, sondern seine politischen und wissenschaftlichen Ziele weiter zu verfolgen, wurden für mich Vorbild und Ansporn in der eigenen Lebensplanung. Und so wuchs auch mein Sohn zwischen Leibnizens Schriften auf.

»
**Die Erwartungen
sind gewaltig.**
«

100



Sie ist Forschungspolitikerin mit Leib und Seele: Ein Interview mit Edelgard Bulmahn über ihre Zeit als Ministerin, die Rolle der Leibniz-Gemeinschaft und die Aufgabe von Wissenschaft und Forschung in der heutigen Gesellschaft.

LEIBNIZ In einem Song von Heinz Rudolph Kunze heißt es sehnsüchtig: »Wenn ich erst Minister bin ...« Was hat Sie am Amt der Ministerin für Bildung und Forschung gereizt?

EDELGARD BULMAHN Besonders gereizt hat mich die Möglichkeit, zu gestalten, Impulse zu setzen und meine Ideen und Konzepte umsetzen zu können. Die Ziele waren die Stärkung der Hochschulen, eine bessere Frauenförderung, eine frühere Selbständigkeit junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und mehr Chancengerechtigkeit. Ich wollte wichtige Forschungsthemen aufgreifen, zum Beispiel Nanotechnologie, IT-Sicherheit, Biomedizin, sozial-ökologische Forschung, aber auch die Gesundheits- und Friedensforschung stärken. Die Großforschungseinrichtungen so weiterzuentwickeln, dass sie ihr Potenzial entfalten können, war mir ein weiteres Anliegen. Und last but not least die Internationalisierungsstrategie von 2001, mit der ich die Vernetzung in der Wissenschaft stärken wollte.

Warum wurde es damals gerade dieses Ressort?

Weil ich eine leidenschaftliche Bildungs- und Forschungspolitikerin war. Deshalb wollte ich dieses Ressort oder gar nichts.

Im Januar 2004 haben Sie vorgeschlagen, die Institute der Leibniz-Gemeinschaft den anderen Forschungsorganisationen und Universitäten zuzuordnen. Ihre Rede anlässlich des Humboldt-Forums hat für viel Aufregung, ja auch Protest, gesorgt. Was hat Sie dazu veranlasst?

Die Debatte um die Föderalismusreform. Die Föderalismuskommission wurde 2003 eingesetzt, um eine Neuordnung der Bund-Länder-Beziehungen zu erreichen. Vonseiten der Länder gab es den Anspruch auf die alleinige Zuständigkeit für den gesamten Bildungsbereich. Bei der Forschung war

das ein bisschen anders, weil sie dort ihre finanziellen Kapazitäten überschritten sahen. Ich hatte die Befürchtung, dass die Föderalismuskommission die Leibniz-Institute völlig beiseiteschieben würde, eben weil sie Länder-Institute waren. Das hatte ich in den 1990er Jahren im Zuge der Wiedervereinigung schon einmal erlebt.

Die Leibniz-Gemeinschaft erhielt Zuwachs durch 34 neue Mitgliedseinrichtungen aus der ehemaligen DDR.

Ich war damals Mitglied im Forschungsausschuss und Leibniz wurden die Institute zugeteilt, von denen Max-Planck, Fraunhofer und Helmholtz sagten, dass sie nicht zu ihnen passten. Ich wollte einen Vorschlag machen, der den Kompetenzen und dem Know-how der Leibniz-Gemeinschaft gerecht wurde. Eine wissenschaftliche Expertenkommission sollte evaluieren, welches Forschungsinstitut zu welcher Forschungsorganisation passt. Kurz gesagt: Es ging mir ausdrücklich nicht um eine Beschädigung der Institute. Im Gegensatz zu meinen Vorgängern habe ich die Finanzierung der Leibniz-Institute immer im gleichen Maße erhöht wie die der anderen außeruniversitären Einrichtungen.

Wie ging es dann weiter?

In der Föderalismusreform war ich anderer Auffassung als die Länder. Ich habe das damals in fünf Punkten beschrieben: Erstens sollten Bund und Länder angesichts ihrer komplementären Zuständigkeiten auch künftig in Bildung und Forschung zusammenwirken. Zweitens sollte die Notwendigkeit, sich dabei abzustimmen, in der Verfassung verankert werden. Drittens sollte die Reform der bundesstaatlichen Ordnung zwingend dazu führen, die Verantwortlichkeiten von Bund und Ländern klarer zuzuordnen und Mischfinanzierungen abzubauen; zugleich sollten die Länder – bei Sicherstellung des Finanzvolumens – die Zuständigkeit für den Hochschulbau erhalten. Viertens sollte sich der Bund auf Bereiche von überragendem gesamtstaatlichem Interesse konzentrieren. Und fünftens: Die klareren Zuständigkeiten und die Verbesserung des Zusammenwirkens von Bund und Ländern sind kein Widerspruch, sondern zwei Seiten einer Medaille. Wäre mein Vorschlag berücksichtigt worden, hätte das die Länder in der überregionalen For-

schungsförderung entlastet und ihnen Spielräume für eine bessere Grundfinanzierung der Hochschulen gegeben. Meine damalige Grundposition halte ich noch immer für richtig: Bund und Länder stehen gemeinsam in der Verantwortung.

Inzwischen ist viel passiert. Wie sehen Sie die Leibniz-Gemeinschaft heute?

Sie ist eine anerkannte Säule der außeruniversitären Forschungslandschaft in Deutschland. Es ist ihr gelungen, institutsübergreifende Strukturen und gemeinschaftsweite Standards und Zielvorstellungen zu Interdisziplinarität, Internationalisierung, Wettbewerb und Qualitätssicherung zu etablieren. Die Leibniz-Gemeinschaft hat verkrustete Strukturen überwunden und sich mit hohem Engagement der Kooperation mit anderen Wissenschafts- und Forschungseinrichtungen, aber auch Unternehmen geöffnet. Was mich persönlich gefreut hat, ist, dass sie bei gemeinsamen Berufungen mit Hochschulen vorangegangen ist. Sie hat die Aufgabe, die Versäulung aufzubrechen, sehr offen und engagiert angepackt. Kurzum: Sie hat sich von dem »Gemischtwarenladen« der Blauen-Liste zu einer inter- und transdisziplinären Forschungsgemeinschaft entwickelt.

Wie ist Leibniz für die Zukunft aufgestellt?

Die Leibniz-Gemeinschaft hat sich gut auf künftige Herausforderungen eingestellt. Ihre Zukunft wird davon abhängen, ob sie ihre Forschungsvorhaben weiterhin so beharrlich verfolgt. Im System der außeruniversitären Forschung kommt der Leibniz-Gemeinschaft dabei eine Mittlerrolle zu, indem ihre Institute erkenntnisorientierte Forschung im Hinblick auf ihren Beitrag zur Lösung der Herausforderungen unserer Zeit betreiben.

Es ist nun mehrmals der Begriff der Interdisziplinarität gefallen. Gibt es Ihrer Meinung nach wissenschaftspolitische Instrumente, um sie zu fördern?

Aber ja! Da ist zum einen die Projektförderung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung, also des Bundes, aber auch die der EU und der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Ich will auch den Pakt für Forschung und Innovation

noch einmal ausdrücklich nennen sowie die Exzellenzinitiative, die ich damals gegen heftige Widerstände durchgesetzt habe und die gemeinsamen Strategiefonds der Forschungsorganisationen. Eine Lücke gibt es bis heute: Überzeugende Förderinstrumente für ungewöhnliche Forschungsansätze jenseits des Mainstreams — da ist der Stein der Weisen noch nicht gefunden.

Was kann und sollte außeruniversitäre Forschung ganz allgemein leisten?

Die Erwartungen an Wissenschaft, Forschung und Technik im Hinblick auf die Sicherung unserer Zukunft sind gewaltig. Ob es nun darum geht, die Wettbewerbsfähigkeit der Wirtschaft zu stabilisieren, Krankheiten zu bekämpfen oder nachhaltige Wirtschafts- und Lebensweisen zu entwickeln: Wissenschaft und Forschung müssen künftig mehr leisten, als nur unser Wissen über Ursachen, Wirkungen und Zusammenhänge zu verbessern. Sie müssen Defizite aufdecken, Impulse geben, Handlungsoptionen erschließen — und helfen sie zu realisieren.

Im gerade erschienenen »Zukunftsvertrag für Wissenschaft und Forschung 2021–2030«, fordern Sie mehr Planungssicherheit. Leibniz-Präsident Matthias Kleiner wünscht sich mehr Veränderungsdynamik. Ein Widerspruch?

Planungssicherheit und Veränderungsdynamik sind keine Gegensätze. Ohne Planungssicherheit kann sich eine langfristig orientierte Forschung nicht entfalten. Wissenschaftliche Exzellenz ist nicht per se vorhanden, sie kann nicht einfach bei Bedarf abgerufen werden. Die außeruniversitären Forschungseinrichtungen brauchen deshalb — wie auch die Hochschulen — eine ausreichende Grundfinanzierung, die es ihnen ermöglicht, Forschungsbereiche kontinuierlich zu bearbeiten und frei und unabhängig über ihre Schwerpunkte zu entscheiden.



»

Es ging mir nicht um eine Beschädigung der Leibniz-Institute.

«

EDELGARD BULMAHN

ist Vizepräsidentin des Deutschen Bundestags. Von 1998 bis 2005 war die SPD-Politikerin Bundesministerin für Bildung und Forschung.

Und die Veränderung?

Wissenschaft und Forschung sind ohnehin auf Veränderung angelegt. Organisationen hingegen tendieren zu Behäbigkeit, dazu, einmal eingeschlagene Wege auch weiter zu begehen. Dem sollten die Erhöhung der Projektmittel sowie die zusätzlichen wettbewerblichen Elemente in der Forschungsförderung entgegenwirken, ebenso wie die Exzellenzinitiative und die Regelungen des Paktes für Forschung und Innovation. Aber die Einrichtungen müssen auch selbst die Kraft aufbringen, sich verändern zu wollen und neue Fragestellungen und Themen aufzugreifen.

Sie hatten in Ihrem Leben schon viel mit Wissenschaft zu tun. Gibt es eine Forschungsarbeit, die Sie besonders beeindruckt hat?

Was mich wirklich sehr beeindruckt hat, war die Entdeckung der katalytischen Wirkung von Stickoxiden für den Abbau von Ozon durch Paul Crutzen. Ich wage mir überhaupt nicht vorzustellen, wie unser Leben heute aussehen würde, wenn es diese Entdeckung nicht gegeben hätte. Sie hat zu den internationalen Verhandlungen zum Schutz der Ozonschicht geführt, die letztlich erfolgreich waren. Für mich ist das ein Beispiel dafür, wie wichtig es ist, die Grundlagenforschung auch weiterhin zu fördern.

103

Bitte vervollständigen Sie den Satz:
Wissenschaft und Politik sind wie ...

... Castor und Pollux: Zwillinge. Die Wissenschaft braucht die Politik, die ihre Freiheit sichert und die für ihre Finanzierung sorgt. Die Politik braucht die Wissenschaft, um Lösungen für die Herausforderungen unserer Zeit entwickeln und die Folgen ihres Handelns besser abschätzen zu können.

Meine Welt ...

... wärmt.

Im Inneren unseres Planeten, tausende Meter unter der Erde, schlummert eine gewaltige Energiequelle. Auch wenn wir in Deutschland gerade erst anfangen, sie zu nutzen: Per Fernwärme beheizt sie unsere Häuser, der mit ihrer Hilfe erzeugte geothermische Strom läuft durch unsere Leitungen. Um an diese Energiequelle zu gelangen, müssen wir zwischen 1.000 und 6.000 Meter tief bohren. Ein kostspieliges Unterfangen, bereits eine Bohrung kann fünf Millionen Euro kosten. Bevor es losgeht, komme deshalb ich ins Spiel: Für Stadtwerke und andere Unternehmen untersuche ich, ob ein Geothermieprojekt von Erfolg gekrönt sein kann oder nicht. Denn nicht jede Region ist als Energielieferant gleich gut geeignet. Ich analysiere bereits vorhandene Bohrdaten, zum Beispiel die Temperaturen, die Wassermenge und den Salzgehalt der Erde. Teilweise sind diese Daten erst vor wenigen Jahren erhoben worden, andere stammen noch aus den 1950er Jahren. Bis zu drei Monate arbeite ich an einem Gutachten. Am Ende gebe ich eine Prognose ab, wo und in welchen Tiefen wie viel Erdwärme vorhanden ist, kurz: Ich schätze das »Fündigkeitsrisiko« ein. Mir gefällt, dass meine Arbeit so anwendungsbezogen ist und dass ich dabei Neues über den Untergrund herausfinde. Früher habe ich bei der Europäischen Weltraumorganisation die thermische Entwicklung des Mars untersucht. Das Thema ist spannend, aber unmittelbar gesellschaftsrelevant ist es nicht. Weil es eigentlich unerheblich ist, ob man sich nun mit den thermischen Eigenschaften des Mars oder der Erde beschäftigt, habe ich meinen Arbeitsbereich auf unseren Planeten verlagert. Erdwärme wird in Zukunft eine große Rolle spielen. Als ganzjährig verfügbare, praktisch unerschöpfliche Energie ist sie eine umweltfreundliche Alternative zu Kohle oder Erdöl und hilft uns, CO₂ einzusparen. Entzieht man dem Untergrund jedoch zu viel Energie auf einmal, kühlt er aus und braucht Zeit, um sich wieder aufzuheizen. Die Erdwärme ist in dieser Hinsicht wie ein Wald. Sie »wächst« nach, aber langsam.

Nächstes Mal

03/2017

Himmel



In der nächsten Ausgabe widmen wir uns dem weiten Thema Himmel. Der Blick nach oben gibt Orientierung, wirft aber auch Fragen auf. Wie können wir den Himmel von hier unten erforschen, warum verfärbt er sich zuweilen und was verraten die Sterne über die Geschichte der Erde?

HERAUSGEBER

Der Präsident der Leibniz-Gemeinschaft,
Matthias Kleiner, Chausseestraße 111,
10115 Berlin

CHEFREDAKTION Mirjam Kaplow, David
Schelp

REDAKTION Laura Bittner, Toni Gärtner,
Christoph Herbort-von Loeper, Maria
Latos, Julia Ucsnay, Sara Walther

ART DIREKTION Sina Schwarz, Novamondo

BILDREDAKTION Fabian Zapatka

MITARBEITER DIESER AUSGABE

Text Ariane Breyer, Stefanie Hardick,
Eberhard Knobloch, Sebastian Kretz,
Mounia Meiborg, Linda Tutmann, Kerstin
Zilm

Foto / Illustration Martin Fengel,
Kyle Grillot, Ramon Haindl, Matthias
Heyde, Jonas Holthaus, Nazan Maksudyan,
Fergus Padel, Ina Schoenenburg, Kaja
Smith, Fabian Zapatka

/ Riikka Laakso, Laura Lünenbürger,
Sina Schwarz, Andreas Töpfer

DRUCK MedienSchiff Bruno

REDAKTIONSADRESSE

Redaktion *leibniz*,
Leibniz-Gemeinschaft,
Chausseestr. 111, 10115 Berlin
T 030/206049-0, F 030/206049-55
redaktion@leibniz-gemeinschaft.de
www.leibniz-gemeinschaft.de

leibniz erscheint dreimal im Jahr.

Kostenloses Abo

abo@leibniz-gemeinschaft.de
www.leibniz-gemeinschaft.de/abo

ISSN-Nr. 2192-7847

Leibniz bei twitter @LeibnizWGL

Leibniz auf Facebook www.facebook.com/
leibnizgemeinschaft

BILDNACHWEISE

Titel+S.1+S.10 Fabian Zapatka; S.3
Gemälde: Germanisches Nationalmuseum, S.4
Höhlenschmerle: Jasminca Behrmann-Godel/
Universität Konstanz, Rinder: Benjamin
Bousquet/Unsplash, Gerste: Ruslan Zh/
Unsplash, Kinder: Fabian Zapatka;
S.26–31 Germanisches Nationalmuseum;

S.32 SCALA, Florence/The Museum of Modern
Art, 2017; S.33 Gerhard Richter 2017
(0167); S.72 2017 Kunsthaus Zürich,
Nachlass Suzanne Perrotet; S.74 Julian
Baumann; S.75 Sophie Henkelmann/laif;
S.76 Brigitte Grignet/VU/laif; S.77
Myrzik und Jarisch; S.78 Grey Hutton;
S.79 Harald Hauswald/OSTKREUZ; S.81 Kaja
Smith; S.86 Ara: Carola Radke/Museum für
Naturkunde, Luther: Germanisches National-
museum, Kogge: Deutsches Schifffahrts-
museum Bremerhaven

leibniz wird auf dem Recyclingpapier
RecyStar® Polar gedruckt, ausgezeichnet
mit FSC-Zertifikat, dem Blauen Engel und
der EU-Blume. Einen Teil der Auflage ver-
senden wir verpackt in einer zu 100%
recyclingfähigen Polyethylenfolie. Diese
verbrennt rückstandsfrei zu Kohlendioxid
und Wasserstoff, ist frei von Weichma-
chern und Schwermetallen und verhält sich
auf Mülldeponien grundwasserneutral.



Das Magazin der Leibniz-Gemeinschaft
www.leibniz-gemeinschaft.de